

Seine letzten Worte begleitete ein Lächeln. Sicher war er schon härter geritten, aber sie spürte, daß es darauf nicht ankam, daß ihre Lust auch die seine war.

Der Weg war mit Ebereschen gesäumt. Die Büschel ihrer roten Beeren leuchteten weit. Das alte Haus in der Mittagssonne hatte wenig Teuflisches, aber vielleicht waren früher geheimnisvolle Dinge hier geschehen. Wer wußte das heute noch?

Sie banden die Pferde an und gingen in die kleine Gaststube, die niedrig und behaglich war. An den mächtigen Kachelofen lehnten sich zwei breite Bänke. Drei Katzen schliefen dort, und ein Teckel kam kläffend unter dem Tisch hervor und gebärdete sich, als wenn sie Räuber wären. Als er Susannes Stimme hörte, ging er sofort zum Schwanzwedeln über und ließ sich streicheln.

Jetzt öffnete sich eine Tür. Sie sahen einen Augenblick in einen Raum, der vollgepfropft war mit Eingemachtem, Schinken, Würsten, Mohnkapseln und Äpfeln. Ein kräftiger Mann stand in der Gaststube; er grüßte und rief nach der Mutter.

Die alte Frau sah ebenso wie ihr Sohn nicht länger zu Clemens hin als zu Susanne, in der sich eine Spannung löste. Die Wirtin sagte freundlich, mit den Händen die saubere Schürze streichend:

»Schönen guten Tag auch, Herr Baron, guten Tag, die Dame!« Sie waren, Stunden entfernt, doch die nächsten Nachbarn im Wald, aber Clemens war vor Jahren das letztmal hier gewesen.

Sie bestellten ihr Essen, sahen nach den Pferden, die der junge Wirt bereits versorgte, und setzten sich dann in den Graspark, wo einfache Holzbänke und Tische standen.

Sie waren die einzigen Gäste. Susanne war befreit, lustig, fast übersprudelnd. Sie erzählte Clemens, daß der Anblick der nahrhaften Kammer sie an ihre Kindheit erinnerte hätte.

»Als Kind hatte ich immer die Vorstellung, daß sich im Frühherbst die Häuser dehnten wie ein Ballon, den man aufpustet, um mit der letzten Sonne alle Wintervorräte aufzunehmen, und sich dann, wenn es kalt wurde, schmunzelnd zusammenzogen um die Glut der Öfen. Damit winterte man ein, es wurde urgemütlich!«

Er lachte. »Bedauerlich, daß ich Sie nicht schon als Kind kennenlernte. Sie müssen ziemlich drollig gewesen sein, Susann, ich habe mir das manchmal vorzustellen versucht.«

Sie sah ihn groß und erstaunt an, dann warf sie den Kopf zurück mit der kleinen Bewegung, die er so gut kannte, und lächelte.

Es war ganz warm in der Sonne. Schmetterlinge flogen noch, und den Altweibersommer konnte man überall aus der Luft greifen, die von der Klarheit und Durchsichtigkeit war, wie sie nur der Herbst hat.

Die alte Frau trug Rauchfleisch mit einer würzigen Senftunke und Kartoffeln auf, dann ein lockeres Omelett für jeden, wozu sie Zucker und eine Schüssel voll der saftquellenden, riesigen Brombeeren stellte, die hier in großer Menge wuchsen. Zum Wein brachte sie einen Teller mit Zuckerkuchen und warmes, mürbes Käsegebäck.

Clemens goß ein paar Tropfen des Weines in sein Glas, das hell war und ohne jeden Schliff. Voll brach es das Funkeln des herbstlichen Lichtes. Er schwenkte es ein wenig, die Blume erfüllte das Glas. Nach einem tiefen Atemzug und dem ersten sachten Schluck nickte er anerkennend und mit einer Spur von Erstaunen über den in dieser Weltabgelegenheit ganz unerwarteten Findling.

Sie plauderten und lachten, neckten einander und genossen die würzige Luft, die Sonnenwärme und das pulsende Leben, mit dem der wilde Ritt jede Pore erfüllt hatte. Doch mit der Zeit wurde Clemens einsilbiger. Er hielt den schlanken Stiel des Glases zwischen zwei Fingern, es drehte sich im Kreis nach rechts und wieder zurück, hin und her.

»Ein guter Tropfen zum Abschied, Susann!«

Erstaunt sah sie ihn an. »Sie verlassen das Jagdhaus, Clemens? Wohin werden Sie gehen?« Eine kleine Hoffnung wollte in ihr wach werden, aber das Wort »Abschied« drängte sich vor alles Helle.

»Susann, so schön diese Tage jetzt noch sind, Nebel wird bald kommen und dann der Schnee. Sie werden nicht mehr bis zur Hütte reiten können, und im nächsten Frühjahr wird manches anders sein. Sie werden vielleicht wieder reisen oder auch andere,

bessere Möglichkeiten wissen, den Sommer zu genießen. Die Welt draußen ist schön, Sie sagten es oft genug bewußt oder unbewußt, Susann, und ein einsames Waldgebiet bedeutet auf die Dauer verlorenes Leben.«

»Wenn Sie das wissen, Clemens, warum sagen Sie es mir und nicht ein einziges Mal auch sich selbst?«

»Lassen wir das, Susann. Sie wissen sehr gut, daß bei mir Hopfen und Malz und alles gute Zureden verloren sind!«

Er hob sein Glas zu ihr hin.

»Auf Ihr Wohl, Susann, daß Sie so viel Freude in Ihrem Leben haben möchten, wie Sie mir gegeben haben mit Ihrem Kommen einen Sommer lang. Tatsächlich einen ganzen Sommer, Susann! Aber nun ist er zu Ende. Und wenn man kann, soll man den Abschied immer auf einen Tag legen, an dem die Sonne scheint, auf einen Tag wie den heutigen. Wenn man sich dann später daran erinnert, wird Sonne auch über dem Letzten sein und nicht Schnee, Schlamm oder Nebel.«

Er hatte zuletzt schnell und eindringlich gesprochen und seine Hand über die ihre gelegt, die kraftlos, wie hingeweht auf der groben Decke des Tisches lag. Unter dem sommerlichen Braun ihrer Haut, das einen warmen Goldton hatte, konnte er ihre Blässe ahnen.

»Clemens, was reden Sie für einen Unsinn! Sie wissen doch sehr gut, daß man noch lange bequem reiten kann und später eben unbequemer. Ich kann doch nicht heute zum letztenmal bei Ihnen gewesen sein!«

»Ich habe es Ihnen ja erklärt, Susann. Aber wir wollen es jetzt lassen. Wenn Sie zu Hause in Ruhe darüber nachdenken, werden Sie mir recht geben. Ich werde außerdem ...«

Er zögerte einen Augenblick, ehe er weitersprach: »Ich habe noch eine andere Jagdhütte, ziemlich weit entfernt von hier. Sie ist komfortabler eingerichtet. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich das Revier noch vor dem Winter wechsle. Und ich möchte es Ihnen ersparen, vor verschlossenen Türen zu stehen.«

Es war ihm plötzlich unerträglich, sehen zu müssen, wie sie sich um Beherrschung abmühte. So hatte er sie schon einmal gesehen, damals bei dem Märzgewitter im Halbdunkel seiner Hütte, als

er ihr zum erstenmal das Gesicht zugewandt hatte. Aber das jetzt war schlimmer. Er erhob sich.

»Ich will die Wirtin suchen und zahlen. Die Dämmerung kommt schon zeitig jetzt, und wir haben noch einen weiten Ritt.«

Dann stand er am Fenster der kleinen Gaststube und sah über die letzten buntblühenden Blumen hinweg auf den Weg, den breite feuchte Wagenspuren durchpflügten. Irgendwo hatte er einmal gelesen: »Einer geliebten Frau bei einer unscheinbaren Gelegenheit bitterlich weh zu tun, ist die köstliche Frucht frühen Nachdenkens.« Es schien ihm das Richtige gut und klar ausgedrückt, aber im Grunde genommen sinnlos, denn es änderte nichts an dem ziehenden, dumpfen, quälenden Schmerz.

Er fand Susanne nicht mehr am Tisch. Einen Augenblick spürte er wie eine heiße Welle die Furcht, sie könnte ohne Abschied weggeritten sein. Aber sie stand bei den Pferden, liebteste Espérance und sprach leise mit Kimm. Doch konnte Holten ihre Worte nicht verstehen, und sie schwieg sofort, als sie ihn sah. Sie rief ihm ganz unbefangen etwas zu, und er antwortete mürrisch, weil er wütend war, daß ihn die Furcht überrumpelt hatte, als er sie nicht gleich fand. Ein Halm im Wind, nannte er sich im stillen; auch das noch zu allem anderen Übel!

Sie ritten unter den leuchtenden Ebereschen, und die Hufe zerstampften die herabgefallenen Beeren.

Deswegen also, dachte Susanne, ging er ohne Zögern und Zaudern mit mir unter Menschen. Er wußte, es ist das letztemal. Und ich war glücklich, hielt es für einen Anfang, glaubte, wenigstens das als die Frucht eines ganzen Sommers sehen zu dürfen.

Und was habe ich wirklich erreicht für ihn? Nichts. Niemand hätte es miserabler machen können, dümmer, ergebnisloser. War ich wirklich die ganze Zeit über so naiv, zu glauben, die Welt hätte sich für ihn verändert, nur weil ich neben ihm geritten bin, ihm einen jungen Hund mitgebracht habe, über Gott und die Welt mit ihm gesprochen habe? Und vielen seiner Worte gab ich eine Bedeutung, die er wohl nie hineinlegen wollte. Gebundene Hände, die doch leer sind, das wird alles sein, was bleibt für mich!

Ihre Augen waren einen Augenblick blind vor Tränen. Espérance stolperte. Sie war müde, der Weg wurde steinig. Susanne mußte sie fast beim Kopf nehmen und aufmerksam sein; es war gut so.

Als sie in der Nähe eines Dorfes vorüberkamen, schimmerte durch die Dämmerung etwas Rundes, Gelbrotes. Der Bach, an dem sie entlangritten, war von kahlen Weiden umsäumt, und auf einer von ihnen stak ein Kürbiskopf. Ein dickes rotes Licht beleuchtete ihn von innen her. Weit und breit war niemand zu sehen. Fast gespenstisch war er, dieser glühende Kürbis mit dem lustigen Grinsen in der Einsamkeit der kahlen, traurigen Weiden neben dem Bach, aus dem die ersten Nebel stiegen. Der ganze Herbst schien in diesem golden-roten Gesicht zu lachen und zu lächeln, seine Fülle und Reife und tiefe Glut.

Sie hielten beide die Pferde an und vergaßen für einen Augenblick das Dumpfe und Trübe ihrer Gedanken.

Im Jagdhaus umsprangen sie die Hunde in wilder Wiedersehensfreude. Sie hatten Hera bei ihrem Sohn gelassen. Die Seejungfrau strich schnurrend und buckelnd vor Wohlbehagen um ihre Füße.

Während Clemens die Pferde versorgte, entzündete Susanne das Feuer im Kamin. Espérance mußte ruhen, bevor an den Heimritt zu denken war. Susanne schob mit aller Macht den Gedanken beiseite, daß alles, was sie hier tat, zum letztenmal geschehen würde. Sie bereitete einen Grog, fütterte die Hunde und das Kätzchen.

Dann streckte sie sich auf den Fellen aus, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Hera lag neben ihr. Die Schnauze auf den Vorderpfoten, sah sie den züngelnden Flammen zu. Es duftete nach Grog und dem brennenden Kiefernholz, aus dem in großen dunklen Tropfen das Harz tränte und leise knisternd und zischend verging. Der rosige Feuerschein flackerte warm in den Raum.

Sie hatten zuletzt gegen den Wind anreiten müssen, der scharf aufgelebt war und jetzt die Bäume draußen zerschüttelte und heulend im Kamin tobte. Clemens hatte recht, nichts würde Herbst und Winter aufhalten, der Sommer war vorüber. Sie

stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie so zu Clemens gehörte, daß kein Herbst ihnen etwas anhaben könnte. Er würde jetzt von den Pferden kommen und die Tür hinter sich schließen, und niemand mehr würde sie öffnen bis zum Morgen. Und in der Nacht würde sie in seinen Armen einschlafen.

Sie schauerte zusammen; so heftig, als wäre es wahr, was sie wünschte, glaubte sie das Gefühl der Geborgenheit bei ihm zu spüren.

Warum konnte es nicht so sein? Sie wäre keine Frau gewesen, wenn nicht in der letzten Tiefe ihres Herzens noch der Funke der Hoffnung gelebt hätte, daß noch nicht alles entschieden und verloren war, solange sie noch bei ihm war. – Vielleicht, so dachte sie mit einem traurigen Lächeln, gibt es gütige Geister, die im Herbst in der Wärme der Kamine hocken und auf der Stelle alle Wünsche erfüllen, die man mit dem Rauch des Feuers zu ihnen hinaufschickt. Sie legte den Kopf auf das weiche Fell zurück.

Dann hörte sie, wie die Tür geöffnet und sehr behutsam wieder geschlossen wurde. Gleich darauf spürte sie, daß Clemens sich über sie beugte. Sein Atem war nahe und der Duft nach Wind und Wald, der in seinen Kleidern hing.

Sie lag ganz still. Nie war ihre Sehnsucht größer gewesen, daß er bleiben sollte, keinen Schritt weggehen möchte. Mit geschlossenen Augen schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals.

Sie fühlte, wie sein Nacken sich mit einem Ruck straffte. Sie öffnete die Augen und lächelte ihm zu. Ihre Arme lagen noch immer fest um seinen Hals.

Seine Stimme war leise, bebend, fast heiser vor Erregung: »Susanne, ich habe immer gewußt, daß Sie eine Hexe sind! Kein Mensch hätte sehen können, daß Sie nicht wirklich schliefen.« Er saß neben ihr, die Fäuste zu beiden Seiten ihres Körpers auf dem Fell.

»Ich schlafe auch wirklich und träume gerade, daß du mich küßt.«

»Susanne, weißt du, was du damit anrichtest?«

»Nein, sag es mir doch! Es kann doch nicht so schlimm sein, wenn es von dir kommt.«

Er antwortete nicht, und er rührte sich auch nicht. Susanne spürte eine jähe, schmerzhaft Beklemmung und hielt den Atem an, als hätte sie Angst, mit seiner Wärme dieses nahe Gesicht zu berühren, dessen Augen jetzt fremd und schmal schienen durch ein plötzliches, heftiges Zucken der Unterlider. Sie sah wie ein Drohen das erregte Spiel der Kiefermuskeln, und unbewußt lockerten die gefalteten Hände über seinem Nacken ihre innige Verschlingung.

Doch er ließ sie nicht in den Abgrund stürzen, der sich gähnend und dunkel vor ihr auftun wollte, ein Abgrund der letzten Hoffnungslosigkeit, der Reue und Scham. Die fremde, drohende Erregung wich aus seinem Gesicht, und er legte beide Hände um ihre Stirn. Sacht glitten sie über ihre Wangen, fanden sich unter ihrem Kinn zusammen, wurden für einen flüchtigen Augenblick die Hände eines Betenden.

Dann umfaßte er ihre Schultern. Ihr Kopf ruhte auf der Schale seiner Hand. Er hob sie leicht zu sich empor. In dem sanften Schweben, in dem seine Arme sie jetzt hielten, empfing sie die warme, innige Behutsamkeit seiner Küsse. Er küßte ihren Mund, die Augen, und er fand die kleine Mulde am Hals, wo ihr Herz wild und glücklich gegen seine Lippen schlug. Er flüsterte Kosenamen, Liebesworte, in einer langen Kette einsamer Nächte erdacht. Er ließ sie nicht mehr aus den Armen.

Die Schatten im Raum wurden sehr tief. Niemand nährte das Feuer; es war nur noch Glut. Hera war eingeschlafen und schlug im Traum mit den Läufen. Der Wind war zum Sturm geworden. Doch sie hatten längst vergessen, daß es für sie noch eine Umwelt gab.

Viel später fragte Susanne: »Bist du glücklich?«

»Ja, Susanne, diese Stunde lang, nur wird es nachher um so dunkler sein.«

»Nachher? Warum denkst du nur daran, und warum sprichst du davon, warum, Clemens? Warum quälst du dich und mich?«

Als er nicht antwortete, sagte sie leise, fast hastig, als lebte in dem tiefen Schatten des Raumes irgend etwas, das auf der Jagd war nach ihren Worten, um sie zurückzuholen, noch ehe sie ausgesprochen wurden:

»Bis morgen früh ist doch noch so lange Zeit, und sie gehört nur uns, Clemens, dir und mir.«

Er sah sie an, als sei er plötzlich erwacht. Dann lachte er kurz und hart auf:

»Nein, Susann, das wäre ein Traum, aus dem das Erwachen zu böse wäre. Ich weiß das besser als du.«

Sie zog seinen Mund wieder zu sich herab, ganz nahe an den ihren.

»Kannst du nicht ein paar Stunden leben, ohne an das Nachher zu denken?«

»Du würdest bei mir bleiben, und morgen sollte alles wie vorher sein, und du wärst glücklich dabei? Nein, Susann!«

»Ich wäre glücklich, Clemens.«

»Susann, du weißt vielleicht nicht einmal, wie die Liebe ist?«

»Ich weiß genug, um dir versprechen zu können, nicht unglücklich zu sein danach.«

»Ein Spiel, Susann?«

»Wenn du es so nennen willst? Ja, ein Spiel!«

»Denke daran, es ist eine Abmachung, und eine gefährliche dazu.«

»Und wirst du glücklich sein? Sag mir das, Clemens!«

»Glücklicher als je ein Mann auf Erden!«

Er schien ganz ruhig, als er sie aufhob und zu dem breiten Lager trug.

Dann aber wurde sie in einen Strudel von wildem, schäumendem Leben gerissen, in dem sie trieb wie in den Wirbeln eines rasenden Stroms. Sie wehrte sich plötzlich und wollte zurück, doch sie konnte es nicht mehr. Sein Nacken und seine Schultern, glatt und nackt, waren das einzige, was ihre Hände fassen konnten, und sie waren kein Halt. Erst als sie sich ihm ganz überließ, verebbte der Schmerz. Süße und eine ganz neue Seligkeit ihrer Liebe verdrängten ihn ganz.

Ihre Lider waren so schwer, daß sie Mühe hatte sie aufzuheben. Sie war müde und glücklich und ganz erfüllt davon, daß die Welt jetzt vollkommen war. Die Kerze, die am Kopfende des

Bettes flackerte, war fast verzehrt und warf nur noch einen schwachen Schein. Der ganze Raum schien von einem Nebel erfüllt, in dem sich Gold und Rauchgrau mischten.

Clemens lag neben ihr, er sah sie unentwegt an. Sein Kopf ruhte in der aufgestützten Hand. Ihre Augen trafen sich und ruhten einen Augenblick ineinander in der tiefen Vertrautheit der nahen Erinnerung. Dann lächelte Susanne. Ihre Hände, die auf der Decke lagen, flatterten auf und sanken wieder herab, als seien sie hilflos gegen die Gewalt ihres Glückes.

Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Müdigkeit und Schwere waren längst vergangen, und jede Faser schien ihr erfüllt von einem völlig neuen, wunderbaren Lebensgefühl.

»Sag mir einmal, daß du mich liebst, Clemens! Ich möchte behalten, wie deine Stimme ist, wenn du es sagst.«

Ihre Augen waren voller Zärtlichkeit, voll selbstverständlicher Bereitschaft, Dinge zu hören, die sie schon zu wissen glaubte.

Er legte den Kopf mit einer schweren Bewegung auf das Kissen neben sie.

Susanne schloß die Augen. Sie mußte an sich halten, um nicht aufzustöhnen. Es gab nichts, was sie tödlicher empfunden hätte in diesem Augenblick. Doch da fühlte sie, wie er den Kopf an ihren Hals preßte: »Susann, was ich darum gäbe, wenn du vorhin, als du die Augen aufschlugst, nicht in dieses verdammte Gesicht hättest sehen müssen!«

Sie konnte es zuerst selbst nicht fassen, aber der Schlag, unter dem sie eben noch gebebt hatte, wurde plötzlich zu einem leeren Satz, unwichtig, kraftlos, ein verwehendes Geflüster in der aufwogenden Flut ihrer Liebe.

Sie löste seinen Kopf von ihrem Hals und sah ihn an. Sie sagte ganz ruhig: »Und warum hast du nicht die Kerze gelöscht, bevor ich erwachte?«

»Glaubst du, das hätte die Wirklichkeit verändert? Immer wieder wird es Tag, immer wieder kommt das Licht, Susann, das verfluchte Licht!«

Sie stöhnte auf. Die sanfte Bewegung, mit der ihre Stirn an seine Schulter sank, wurde zu einem jähen Schmerz in ihr, zu einem nahen, grellen Blitz, der die Dunkelheit hinter ihren

geschlossenen Lidern zerriß. Für Augenblicke, die Ewigkeiten glichen, glaubte sie, mit vernichtender Gewalt alle Pein zu empfinden, die das Licht, das göttliche, geliebte Licht des Tages jenen Kreaturen bringt, die für Nacht und Dämmerung geschaffen oder geformt wurden. Wie eine erstickende Welle hob sich der Schmerz über sie hinweg und ließ sie zurück voll Trotz gegen seine Grausamkeit und voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Sie legte die Hände an seine Schläfen.

»Ich sehe nicht dein schönes oder dein verwundetes Gesicht, du mußt es mir glauben für immer, Clemens. Ich sehe nur, daß es dein Gesicht ist, und ich weiß, daß ich nie ein anderes so lieben könnte.«

Zum erstenmal berührte sie seine Narben, fuhr sanft mit den Fingerspitzen über das Feld der Buchten und Hügel. Er ließ es geschehen; dann küßte er sacht die Innenfläche ihrer Hände und zog sie herab.

»Susann, wohin verläufst du dich? Es ist ein Spiel, das morgen vorüber sein muß!«

Die Kerze war jetzt am Verglimmen, der Schein wurde schwächer und erstarb. Susanne legte den Kopf in die Beuge seines Armes. Ihre Stirn berührte seine Brust, ihre Augen waren fest geschlossen. Sie lagen ganz still. Das Kommen und Gehen ihres Atems flutete als warmer Wirbel über seine Haut. Er fühlte, wie Friede über ihn kommen wollte, ein Friede, wie er ihn nie gekannt hatte.

Seine Hand glitt sanft über ihr Haar, den Nacken, die gebeugten Schultern, und plötzlich glaubte er zu sehen, wie sie dort lag, ein wenig zusammengekrümmt, die Augen schmerzhaft fest geschlossen, den Mund traurig verzerrt. Der nahe Friede entglitt wieder in unendliche Weiten.

Von neuem begann er mit dem zu ringen, was er Hilflosigkeit und Schwäche nannte. Er ahnte nicht, daß es vielmehr seine Härte, seine Zähigkeit, die Gewohnheit des Mannes war, die ihn vorwärtstrieben, einen Feind dort zu suchen, wo er gar nicht war, irgendwo hoch über ihm. Für Augenblicke dieser Nacht waren die Wärme von Susannes Atem, der Friede ihres nahen Daseins, die quellfrische Leidenschaft ihrer Hingabe zu

einer Macht geworden, die an seinem Innern gerüttelt hatte, dort, wo die feindlichen Mächte wirklich lauerten. Aber es waren Augenblicke, winzige Splitter von Stunden, die verrannen und nie wiederkehrten.

Plötzlich spürte er, wie sie die Arme um ihn schlang. Sie lachte leise und flüsterte an seinem Ohr: »Ein Spiel, das vorübergeht, und vielleicht graut der Morgen bald, vergißt du das?«

»Ich habe es nicht vergessen, Susann. Aber meinst du wirklich noch immer, ein ebenbürtiger Partner zu sein?«

»Ich habe keine Angst.«

»Beim Spiel muß das Herz erstarrt sein, und jeder ist letzten Endes ganz allein, Susann, bedacht auf seinen Vorteil, gottsverdammt einsam.«

»Ich glaube die Regeln zu kennen, sei ohne Sorge!«

Sein Spiel war hart und wild, ohne Erbarmen und von schmerzhafter Süße. Er fiel sofort in einen schweren Schlaf und merkte es nicht mehr, daß ihre Finger über seine Narben glitten, ohne die dieses Spiel nicht so gespielt worden wäre, das glaubte sie sicher zu wissen.

Als sie wieder erwachte, lag schon ein fahler Schein im Raum. Sie kam aus dem Schlaf wie aus einem tiefen Brunnen. Sie lag allein. Mehrere der harten dunklen Wolldecken waren über sie gebreitet und bis zum Kinn heraufgezogen. Wo sich das Leinen verschoben hatte, kratzten sie ein wenig die Haut.

Als sie sich bewegte, empfand sie einen frischen, köstlichen und starken Duft, der an blühende Kastanien erinnerte. Eine warme Welle schlug hoch in ihr. Es war sein Geruch, und er würde ihr vertraut sein bis zu ihrem Tode. Es war der kraftvolle Hauch reifen und doch unberührten Lebens, die Erinnerung an die beherrschende Gewalt der höchsten Lust und ihr unendlich süßes Verwehen.

Später begann sie zu wünschen, daß Clemens bei ihr wäre oder daß sie aufstehen könnte. Auf einem Schemel neben dem Bett entdeckte sie jetzt eine Schüssel mit Wasser, ein sauberes Handtuch und Seife; auf einem anderen lagen ihre Kleider, ordentlich zusammengelegt. Eine lange Zeit, wie ihr schien, wartete sie noch, dann stand sie auf und zog sich an.

Da sie keinen Spiegel entdecken konnte, öffnete sie eines der Fenster, bürstete ihr Haar und ordnete es vor dem Fensterglas. Ein altes französisches Liebeslied ging ihr durch den Sinn: »Dans les jardins de mon père les lilas sont fleuris . . .«, und sie summte seine Melodie, während sie mit der üppigen Fülle ihres Haares fertig zu werden versuchte.

Es schien ein herrlicher Tag zu werden. Sein Glanz drang bis in den Raum. Der Himmel war vollkommen klar und noch von einem kalten, fast weißen Blau. Das Licht, eben erst geboren, fing sich als glitzerndes Spiel im Tau der Gräser. Der Sturm, der in der Nacht um das Haus getobt war, hatte sich gelegt. Aus dem Wald kamen Vogelstimmen.

Sie war fast fertig mit dem Ordnen des Haares, als Clemens an der Tür stand. Sie wandte sich nicht um, er würde zu ihr kommen. Seit er im Raum war, spürte sie warme Wellen der Freude, als wenn sie körperlich von ihm ausgingen. Aber er kam nicht zu ihr, er sagte nur: »Guten Morgen, Susann!« und blieb bei der geschlossenen Tür stehen.

Sie fühlte, wie alle Freude in ihr erlosch.

»Guten Morgen!« sagte sie und wandte sich um.

Er sah fremd, mürrisch und abweisend aus. Ihr wurde plötzlich klar, daß die Geschehnisse der Nacht für ihn durchaus nicht das gleiche bedeutet haben mußten wie für sie selbst und daß für ihn die Welt wohl kaum wie die bunten Steine eines Kaleidostops durcheinandergewirbelt war, um am Morgen ein völlig neues Bild zu geben, wie es bei ihr gewesen war. Es war wohl wirklich nur ein Spiel für ihn, und nicht sein zerstörtes Gesicht stand zwischen ihnen – er liebte sie nicht, es war so einfach und erschien ihr jetzt, in diesen Augenblicken, viel natürlicher als das Gegenteil. Daß er kein Mann war, der eine Samariterin ersehnte oder auch nur ertragen konnte, hatte sie längst erkannt.

Sie war eine Närrin gewesen wie Tausende anderer kleiner Närrinnen vor ihr, die geglaubt hatten, den Geliebten durch eine Liebesnacht sicher und fest zu binden mit einem Zauber, in dem sich die dunkel-mystische Gewalt der Alraunwurzel mit der hellen, klaren Kraft vereinte, durch die einst Welt und Leben erschaffen wurden!

»Du siehst erschrocken und unglücklich aus, Susann. Ich sagte dir ja, daß es so kommen würde, doch du wolltest es mir nicht glauben. Aber jetzt mußt du mir endlich einmal glauben, daß es besser ist, wenn wir uns nicht mehr sehen. Ich werde deine Wege schon auf Grund meiner zerböllerten Visage nicht mehr kreuzen, denn wo du leben wirst, werde ich nie sein, auch nicht durch Zufall. Und ich sage dir auch, daß ich auf gar nichts eingehen werde, was du mir gerade an diesem Morgen vielleicht entgegen willst.«

Sie sah ihn nur noch undeutlich, blind vor Zorn und Schmerz und Tränen. Er stand noch immer an derselben Stelle. Sie ging an ihm vorbei, ohne ihn noch einmal anzublicken, und schlug die Tür hinter sich zu.

Als Susanne vor Stunden nach Hause gekommen war, hatte sie ihr Reitzeug abgelegt, ihren Morgenmantel umgenommen und sich auf den breiten Diwan geworfen. Sie konnte nicht schlafen. Sie war weder erschöpft noch erregt, nichts war geblieben als eine namenlose Leere. Sie wußte nicht, daß sie mit Augen, die nichts wahrnahmen, seit Stunden auf einen Punkt der Zimmerdecke starrte. Nur die tiefe sonntägliche Stille des Hauses drang von Zeit zu Zeit mit lastender Schwere in ihr Bewußtsein und traf sie so widerstandslos wie ein Gewässer beim Hineingleiten schweren Gesteins.

Dann wurde die Stille plötzlich von einem Aufschrei Alwines zerrissen, der vom Ende des langen Korridors kam. Susanne zuckte zusammen, doch sie war zu betäubt, um instinktiv zu fühlen, daß etwas Furchtbares nahte mit diesen kleinen, wilden Schritten, die jetzt wie gehetzt näher und näher kamen.

Die Tür flog auf, Alwine stand im Zimmer. »Susanne, komm schnell, der Herr Alexander ...«

»Was ist, Alwine?« Susanne hatte sich aufgerichtet.

»Susanne, oh, ich glaube, er ist tot!«

»Du bist nicht bei Sinnen, Alwine! Mein Bruder ist überhaupt nicht im Hause.«

Sie sprach ganz kühl und klar, ihre Stimme war sehr tief. So

verschloß sich alles in ihr gegen den Wahnsinn, den Alwines Worte nur bedeuten konnten.

»Susann, um Gottes willen, komm!«

Susanne erhob sich wortlos. Alwine ergriff mit eiskalten Fingern ihre Hand und zog sie mit sich über den langen Gang, schneller und immer schneller, als müßte sie jemandem zu Hilfe eilen.

Die Türen zu Alexanders Praxisräumen waren weit geöffnet. Sie liefen durch das Wartezimmer und einen kleinen Vorraum. Dann kam Alexanders Arbeitszimmer, ein sehr großer, dunkel getäfelter Raum. In seiner Mitte lag Alexander lang hingestreckt, die Arme angewinkelt unter dem Körper.

Susanne fiel neben ihm in die Knie und schüttelte ihn an den Schultern, doch sie sanken schwer zurück. Sie sah sein blasses Gesicht, die offenen Augen, glanzlos, gebrochen. Jetzt nahm sie auch wahr, daß der Teppich neben seinem Oberkörper tiefer gefärbt war, daß der dunkle Anzug, den er trug, feucht und dunkel war von Blut und unter dem linken Schulterblatt ein winziges Loch hatte.

Neben dem leblosen Körper lag eine Waffe. Susanne griff danach und hielt ihre eigene kleine Pistole in der Hand. Alexander hatte sie ihr vor Jahren geschenkt. Wie gebannt ließ sie sie fallen, leise und dumpf schlug sie auf dem Teppich auf. Alexander war mit ihrer eigenen Waffe erschossen worden!

Wie ein wütender Schmerz durchraste sie plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht nicht geschehen wäre, wenn sie in der vergangenen Nacht zu Hause gewesen wäre. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, und durch ein wildes Schluchzen kamen ihre Worte:

»Warum habe ich das bloß getan, warum bloß, Alwine?«

Alwine murmelte irgend etwas Besänftigendes, sie versuchte Susanne aufzurichten. Es gelang ihr auch, und so plötzlich, wie dieses Schluchzen gekommen war, hörte es auch wieder auf. Doch Susannes Gesicht war verzerrt und fremd, als sie sagte, daß man sofort die Polizei benachrichtigen müßte.

Sie ging aufrecht und starr hinaus. Die Tür war noch immer weit offen, dort stand jetzt Elise, das Hausmädchen, die Arme wie auf alten Heiligenbildern über der Brust verschränkt. Sie blickte Susanne nach mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen.

Die Mordkommission arbeitete schnell. Das Verhör von Jalusch brachte nichts von Bedeutung. Er hatte seinen Herren zum letztenmal am Nachmittag vor der Mordnacht im Garten gesehen. Er selbst hatte sich am Abend kurz nach dem letzten Glockenläuten in seiner Kammer im Gärtnerhaus niedergelegt. Man stellte dabei fest, daß Jalusch keine Uhr besaß und sein Tagewerk nach seinem Zeitgefühl, dem Mittagsläuten und dem Stand der Sonne eingeteilt war. In all den Jahren im Teckschen Hause hatte er nie eine Mahnung zur Pünktlichkeit zu hören brauchen.

Alwine hatte sich am Abend sehr früh zu Bett gelegt. Sie litt im Herbst manchmal unter rheumatischen Schmerzen, und an diesem Abend hatte sie sich einen alten Strumpf mit heißen Kartoffeln gefüllt und das Bein, das ihr starke Beschwerden gemacht hatte, darauf gelegt.

Ihr Zimmer lag wie das von Elise durch die Länge des Hauses von Alexanders Praxisräumen getrennt unter dem Dach. Sie hatte weder den Schuß noch irgendein anderes auffälliges Geräusch vernommen.

Den Ermordeten hatte sie gegen sechs Uhr abends zum letztenmal gesehen. Er hatte an der Tür seines Schlafzimmers gestanden, und sie hatte ihm gesagt, daß ein kaltes Abendbrot im Eßzimmer aufgetragen sei, wie er es gewünscht hatte.

»Danke, Alwine«, waren seine letzten Worte für sie gewesen, und sie erinnerten die verweinte alte Kinderfrau an das stets lustige, schelmische Kind, das Alexander gewesen war, »leg deine Beine nur immer kräftig in den Kartoffelbrei! Das macht die Haut schön, und das ist in deinem Alter wichtig!«

Sie verschwieg, daß er nach Susanne gefragt und sie etwas von einer Besorgung gemurmelt hatte, worauf er wiederum: »Es ist gut, dann weiß ich schon!« gesagt hatte. Er hatte ihr dann noch nachgerufen, daß es mit seiner Abfahrt zu dem Kollegen nach Bunzlau wahrscheinlich spät werden würde, daß er aber keinerlei Wünsche mehr habe und sie sich durch nichts stören lassen sollte.

Dann wurde das Hausmädchen Elise verhört. Nachdem der Kommissar ihre Personalien aufgenommen hatte, sagte sie mit ihrer hohen, etwas schrillen Stimme: »Ich will die Mörderin

nennen, um der Gerechtigkeit des Herrn über Himmel und Erde Genüge zu tun!«

Kriminalkommissar Reichert, der sich gerade eine Notiz gemacht hatte, sah etwas erstaunt auf. Elises lange Nase glühte rosig, auch ihre Ohren schienen in rotes Licht getaucht. Die straffe, dunkle Haarkrone darüber erinnerte den Kommissar plötzlich an einen Lederzopf, den er einmal in irgendeinem Museum unter mittelalterlichen Marterinstrumenten gesehen hatte. Sicher machte das ihre dramatische Ausdrucksweise!

Er dachte sofort an ein Geständnis. Mit einer Handbewegung, die locker, leicht und völlig unpathetisch war, sagte er: »Bitte, sprechen Sie, Fräulein Meszlowsky!«

Mit wachsender Aufmerksamkeit hörte er ihr zu. Er vergaß allmählich ihre Ausdrucksweise, die an die eines wandernden Sektenpredigers erinnerte.

Auf diese Weise erfuhr er, daß es zu diesem Mord kommen mußte, weil die Sünde, daß Bruder und Schwester sich liebten, eine Sünde wider das Blut sei und nur durch lebendiges Blut gerächt werden könnte, und daß Susanne selbst von ihrem Bruder getötet worden wäre, wenn sie nicht vorher ihn getötet hätte, denn »immer zerfleischen sie sich selbst! Die teuflische Liebe wird zu Mordlust und Haß, so will es der Rächer da oben!«

Als sie pausierte, einen Arm theatralisch zur Zimmerdecke gestreckt, sagte der Kommissar: »Haben Sie selbst gesehen, daß Dr. Teck und seine Schwester wie Mann und Frau zusammenlebten? Überlegen Sie sich Ihre Antwort genau!«

Er beobachtete sie scharf mit vorgeschobener Unterlippe und leicht gerunzelten Brauen.

Sie ließ den Arm sinken, was aus einer Panoptikumsfigur wieder einen lebendigen Menschen machte, und fuhr in demselben Ton fort:

»Das sah ich nie, aber ich war die einzige in diesem verfluchten Haus, der der Herr die Sinne geschärft hatte zum Kampf gegen Unzucht und Wollust!

Sie tanzten zusammen, sie verreisten zusammen! Wie sie zusammen lachten! Herr Kommissar, Sie hätten das sehen sollen! Wie

er ihr nachschaute und daß er nie ein eheliches Weib nahm! Es war genug, um alles zu wissen! Und wie die Wölfe, die sich zerfleischen, schlich sie endlich in der Nacht zu ihm mit dem Dolch des Hasses und mordete ihn, den eigenen Bruder, vom Teufel getrieben, der sie vorwärts stieß. Und am Morgen, als sie an seiner Leiche kniete, sah sie plötzlich die Flammen der Hölle vor sich und schrie: ›Warum habe ich das bloß getan?‹ Aber da war er schon eiskalt und tot und vor ihr in der ewigen Verdammnis!«

»Einen Augenblick, Fräulein Meszlowsky! Ich muß Ihnen raten, Ihre Ansichten über die Beziehungen zwischen Dr. Teck und seiner Schwester für sich zu behalten, da solche Vermutungen Sie nur in unangenehme Situationen bringen können, denn was Sie da mutmaßen, erscheint mir als eine Ausgeburt Ihrer Phantasie! Weiter wäre klarzustellen, daß Dr. Teck nicht erdolcht, sondern erschossen wurde. Ich wüßte aber gern, ob Sie irgendeine Person gesehen haben, die in den Abendstunden des Sonnabends zu Dr. Teck kam.«

»Ich sah sie mit eigenen Augen in sein Zimmer gehen, aber ich dachte, sie ginge nur um ihres sündhaften Treibens willen zu ihm.«

»Wen sahen Sie?«

»Das Fräulein Susanne!«

»Wann?«

»Kurz vor zehn Uhr. Am Nachmittag hatte ich Ausgang gehabt und war noch einmal in der Küche gewesen, wo ich etwas gegessen hatte. Als ich dann in mein Zimmer hinaufgehen wollte, lief das Fräulein Susanne an mir vorbei und verschwand im Wartezimmer. Ich stand auf der Treppe, und sie sah mich gar nicht.«

»Sie haben deutlich erkannt, daß es Fräulein Teck war?«

»Ja, ich kann es beschwören!«

»Und Sie hörten dann den Schuß?«

»Nein, ich lief wie verfolgt vom Teufel in mein Zimmer zurück und betete. Ich wollte nicht nahe sein dieser Sündhaftigkeit und Verderbnis.«

»Sie waren am Morgen dabei, als Fräulein Teck an der Leiche ihres Bruders rief: ›Warum habe ich das bloß getan!‹?«

»Ja, das rief sie und weinte dann.«

»Wer hat das gehört außer Ihnen?«

»Die Kinderfrau Alwine.«

Es war Elises große Stunde. Zwölf Jahre lang hatte sie in der Dienstbotenstube die Rolle eines gutmütig geduldeten Clowns spielen müssen, mit Himmel und Hölle jonglierend wie mit spitzen Dolchen, die aber stets nur andere, nie sie selbst verletzten. Denn sogar Alwine, der frömmsten und duldsamsten Elise gegenüber, lagen Duft und Zauber einer Maiandacht sehr viel näher als die verzerrte Apokalypse, um die sich deren Predigten rankten.

Elise war ein schwächliches und häßliches kleines Mädchen gewesen. Schon in den Machtkämpfen der Schulkameraden schien sie rettungslos unterlegen, gänzlich unbeachtet, im besten Falle mit kindlicher Energie zurückgestoßen.

Dann hatte man ihre Gabe entdeckt, kleine Reime viel schneller zu lernen als alle anderen Kinder. Sie spürte zum erstenmal im Leben Neid um sich aufstehen wie eine Palisade von bronzenen Speeren. Aber das machte ihr zu ihrem eigenen Erstaunen keine Ängste. Sie fand nun endlich das Echo in der Seele anderer Menschen, nach dem sie so sehnsüchtig verlangt hatte, ein böses, ein gefährliches Echo. Aber sie war so berauscht davon, wie ein völlig ausgehungertes Kind nach einem vollen Glas Rum sein mag.

Sie lernte die Bibel, sämtliche Psalmen, Heiligenlegenden und den Katechismus auswendig, und sie lernte mit Pathos, falscher Betonung und durchdringender Stimme zu deklamieren. Sie wurde der Stolz eines ländlichen Lehrers, und sie schwang ihre lärmende Stimme als starke Waffe über den Häuptern ihrer Mitschüler.

Später, als niemand mehr nach ihren Psalmen verlangte und ihre Jahre in der grauen Eintönigkeit eines alternden Dienstboten verrannen, begann das gefährliche Echo ihrer Kinderjahre in ihr lebendig zu werden. Neid und Mißgunst, einst in den schweren Schädeln kleiner Bauernkinder geboren und Jahr um Jahr mit der Gier einer Verdurstenden eingesogen, begannen zu herrschen und auf ihre Umwelt auszustrahlen.

Heute dankte sie dem seltsamen Gott, den sie sich zurechtgemacht hatte, daß er sie die Früchte des jahrelangen Wartens auf Bestrafung dieser Sünder selbst ernten ließ. Denn sie war sich vollkommen klar über die Wichtigkeit ihrer Aussage. Als sie nach zwei Stunden das Zimmer des Kriminalbeamten verließ, glühten ihre Augen und ihr ganzes Gesicht Triumph.

Kommissar Reichert war es in seiner langen Praxis zweimal gelungen, den Täter schon während des Verhörs zum Geständnis zu bringen. Während der kurzen Ruhepause vor Susannes Vernehmung mußte er an seine Mutter denken, die eine Gemischtwarenhandlung betrieben hatte und von einem mystischen Glauben an gewisse Zahlen besessen gewesen war. Ihr hatte er es zu verdanken, daß er zu wittern glaubte, heute, kurz vor seiner Pensionierung, zum drittenmal ein schnelles Geständnis zu erzwingen, da aller guten Dinge drei sind.

Als dann Susanne das Zimmer betrat, wünschte er es plötzlich nicht mehr. Dem Zauber, der von ihr ausging, hatte weder das schwarze Kleid in seiner Strenge noch das blasse Gesicht mit den umschatteten Augen etwas anhaben können. Seine Menschenkenntnis wollte sofort ein »Nicht schuldig« sprechen, aber er erinnerte sich schließlich daran, daß er nicht hier war, um als Mann und nur bis zu einem gewissen Grade als Mensch zu urteilen.

Er stellte eine gute halbe Stunde Fragen an sie, ohne Elises Aussage zu erwähnen. Sie behauptete, am fraglichen Abend gegen neun Uhr ins Bett gegangen zu sein und ihren Bruder zum letztenmal am Morgen des Sonnabends beim gemeinsamen Frühstück gesehen zu haben, da sie einen Tagesausflug zu Pferde gemacht habe. Sie sei sehr müde gewesen bei ihrer Rückkehr, und da sie von den Wochenendplänen ihres Bruders gewußt und ihn nicht mehr im Haus vermutet habe, sei sie nach dem Abendbrot sofort zu Bett gegangen. Sie habe in ihrem Wohnzimmer zur Nacht gegessen, denn sie habe dort den Tisch gedeckt vorgefunden, wie es die Regel war, wenn sie am Abend später als gewöhnlich nach Hause kam.

Auf die Frage nach ihrer Waffe gab sie an, sie vor etwa vierzehn Tagen beim Ordnen ihrer Schübe gesehen zu haben. Am Morgen

des Sonntags habe sie sich nur in ihren Zimmern aufgehalten, bis Alwine gekommen sei und sie in das Arbeitszimmer ihres Bruders geholt habe.

Susanne sprach schnell, monoton. Den Kommissar durchzuckte die Empfindung, als sei sie noch jetzt beim Verhör unbewußt dabei, sich selbst einzureden, daß das wahr sei, was sie da erzählte.

Er beobachtete sie scharf, als er sagte: »Es stimmt nicht, Fräulein Teck, daß Sie Ihren Bruder zum letztenmal am Sonnabend morgen gesehen haben, Sie sahen ihn nochmals in der Mordnacht. Ihr Hausmädchen Elise beobachtete, wie Sie kurz vor zehn Uhr abends in das Wartezimmer Ihres Bruders gingen, hinter dem das Arbeitszimmer liegt, in dem er kurz darauf mit Ihrer Pistole erschossen wurde. Was haben Sie dazu zu sagen?«

Es war zu viel geschehen in diesen letzten zwei Tagen, als daß Susanne mehr als einen kleinen inneren Stoß des Schreckens und Entsetzens empfunden hätte.

Sie blieb ganz ruhig und sah den Beamten voll an. »Das ist nicht wahr und kann gar nicht möglich sein.«

Er war fast ärgerlich über die Klarheit ihres Blickes. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie nachtwandeln? Ihr Mädchen Elise stand auf der Treppe, und Sie gingen kaum acht Meter entfernt an ihr vorbei. Die Deckenbeleuchtung des Treppenhauses brannte. Fräulein Meszlowsky wird ihre Beobachtung vor Gericht unter Eid stellen. Ich rate Ihnen, sich nicht mit Lügen in ein bedenkliches Licht zu bringen, vor allem mit Lügen über Dinge, die durchaus noch nicht voll beweisen, daß Sie Ihren Bruder erschossen haben.«

Er war jetzt nur noch der alte, zielbewußte Fuchs auf der Fährte; wenn er erst einmal ihre Zusage in diesem Punkt hatte, war manches gewonnen.

»Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß Elise recht hat. Es ist einfach nicht möglich, daß ich um diese Zeit im Zimmer meines Bruders war. Ich sah ihn am Sonnabend morgen zum letztenmal.«

»Warum ist es nicht möglich? Haben Sie ein Alibi für diese

Zeit? Nach Ihrer bisherigen Darstellung waren Sie zur Zeit des Mordes allein in Ihrem Schlafzimmer.«

»Ich schlief bereits um diese Zeit, ich sagte es schon. Als ich das letztmal auf meine Uhr sah, war es zehn Minuten vor neun Uhr, dann muß ich sofort eingeschlafen sein.«

»Also gut, das Gericht wird entscheiden, Fräulein Teck. Aus welchem Grunde aber haben Sie an der Leiche Ihres Bruders ausgerufen: ›Warum habe ich das bloß getan, Alwine? Warum bloß?‹?«

Er sah, wie eine leichte Röte über ihr Gesicht glitt. Es belebte ihre Schönheit in einem Maße, daß ihn eine Spur von Verwirrung überkam und das Bedauern, sie quälen zu müssen.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie, »in solchen Momenten sagt man wohl irgend etwas Unsinniges.«

»Fräulein Teck, bedenken Sie einmal selbst, wie belastend diese Worte für Sie sind, und Sie haben keine andere Erklärung dafür als allgemeine Floskeln und ›ich weiß es nicht!‹«

»Der Gedanke, daß ich meinen Bruder erschossen haben könnte, ist absurd und töricht. Mein Bruder war der einzige Mensch, der mir nahe verwandt ist, und wir verstanden uns von Kindheit an aufs beste.«

»Das mag alles richtig sein! Trotzdem müssen Sie erklären, warum Sie kurz vor dem Mord in das Zimmer Ihres Bruders gegangen sind, wie Ihre Pistole in die Hand des Mörders gekommen ist und was Ihre Worte bedeuteten, als Sie Ihren toten Bruder fanden!«

Als sie nicht gleich antwortete, stand er auf, ging um den Schreibtisch herum zu ihr hin. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß seine eigene Enkeltochter nicht viel jünger war als diese Susanne Teck, und so war es nicht nur Metier, als er ihr leicht die Hand auf die Schulter legte und in freundlich-väterlichem Tone sagte: »Fräulein Teck, im Affekt geschehen nicht selten Dinge, die einem vor- und nachher unmöglich erscheinen. Wenn Sie gestehen, wird das ein großes Plus für Sie bedeuten. Und ich möchte fast glauben, daß es eine Affekthandlung war. Affekthandlung und sofortiges Geständnis – ich wüßte nicht, was günstiger sein könnte in Ihrer Lage!«

»Ich kann doch nicht Dinge gestehen, die ich nie getan habe!« Ihr Blick lief jetzt wie gehetzt hin und her.

Der Kommissar wurde plötzlich scharf und aggressiv: »Sie können es halten, wie Sie wollen, aber ich sage Ihnen, daß die Aussage Ihres Mädchens bereits genügt, um Sie vor Gericht zu bringen. Wenn Sie jetzt gestehen, wird Ihnen vieles erspart bleiben. Es entgeht uns niemand, darauf können Sie sich verlassen! Aber die Gesetze sind bis zu einem gewissen Grade dehnbar, und ein sofortiges Geständnis würde Ihnen nur Gutes bringen.«

Er zog alle Register, helle und dunkle.

Doch sie erwiderte nur, klar und sehr kühl jetzt: »Sie tun Ihre Pflicht, Herr Kommissar, und das Gericht ebenfalls. Ich kann nur hoffen, daß Sie den richtigen Weg finden. Ich habe meinen Bruder nicht erschossen, und ich kann Ihnen leider nicht den geringsten Hinweis geben, wer der Täter sein könnte.«

Er ging zu seinem Schreibtisch zurück mit einem leichten Zucken der linken Schulter.

Nur wenige Stunden später wurde Susanne unter Mordverdacht verhaftet und bald darauf ins Kreisgefängnis Hirschberg eingeliefert.

Susanne hatte nie geahnt, daß Tage und Nächte so lang sein können. Sie durfte lesen und schreiben, aber es gab nichts, was sie längere Zeit fesseln und ablenken konnte. Manchmal beschäftigte sie sich mit einer Handarbeit. Alwine hatte auf ihren Wunsch Wolle, Seide und eine Häkelnadel an der Pforte des Gefängnisses abgeben dürfen. Wenn auch die quälenden Gedanken nicht zu bannen waren, das monotone Auf und Ab der Hände, das regelmäßige, leise Aufblitzen der Nadel und das gleichmäßige Wachsen des Stückes Masche um Masche, Zeile um Zeile beruhigten, gaben ihren Gedanken das träge Dahingleiten eines schlammbeschwerten Flusses.

Seltener kam dann das sinnlose und erschöpfende Anrennen gegen ein Schicksal, das mit so plötzlicher Gewalt und wie mit wütenden Hammerschlägen in ihr Leben eingegriffen hatte und das lebendig geworden war in dem Augenblick, als Clemens von

dem Abschied sprach. Sie hatte versucht, es aufzuhalten, doch wie ein grausames Gelächter vom Olymp erschien ihr, was dann gekommen war, das verzerrte Abbild eines Abschieds von Clemens, der Tod Alexanders, ihre Verhaftung.

Sie war sich völlig im klaren, wie hoffnungslos sie durch die Aussagen Elises belastet war und wie leicht es gewesen wäre, sie durch ihr Alibi zu entkräften. Aber dazu brauchte sie die Hilfe von Clemens, dazu mußte sie ihn mit einem gewaltsamen Ruck in das grellste Licht zerren, das die Öffentlichkeit kannte, den Gerichtssaal mit Hunderten von sensationsgierigen Augen, Presseleuten, Blitzlichtern.

Nichts von allem, was geschehen war, konnte sie dazu bewegen. Sie stöhnte leise auf und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Wenn sich einmal die innere Verkrampfung für kurze Zeit löste, wurde ihr bewußt, wie wenig sich daran geändert hatte, daß sie nichts so leidenschaftlich wünschte, als ihn gesund und glücklich zu sehen.

Viele der endlos gedehnten Stunden verbrachte sie mit Gedanken an Alexander, und das waren trotz allem die glücklichsten. Als wenn sein Tod ihr eine geheimnisvolle Hellsichtigkeit verliehen hätte, standen jetzt Einzelheiten aus ihrem und Alexanders gemeinsamen Leben vor ihr, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, und ganz klar und lebendig wurde, was sie längst vergessen geglaubt hatte.

Sie sah Alexander in einer ihrer ersten Kindheitserinnerungen pausenlos als ihr geduldiges Pferd im Kinderzimmer herumrutschen, prustend vor ihr halten und hörte ihn sagen: »Wollen Sie nicht noch mal?« Und sie stieg auf seinen Rücken oder versetzte ihm freudekreischend einen kleinen Tritt, worauf er sich wieder trollte, um immer wieder zurückzukehren: »Wollen Sie nicht noch mal?«

Damals mußte er gerade das Abitur gemacht haben, und seine Muluszeit schien er zu einem guten Teil ihr gewidmet zu haben. Als sie größer wurde, war er ihr Stolz, ihr Abgott, der alles verstand und verzieh, der sie maßlos verwöhnte, aber auch verhaute, wenn es nötig war, und nach dem sie schrie, wenn sie fieberte oder kindliche Alpträume sie quälten.

Er studierte damals schon, und sie bewahrte noch heute seine Visitenkarte auf, blutbeschmiert von einem Kratzer bei der ersten Forderung, neben Dutzenden von Briefen, die stets die Form gefunden hatten, ihr alle die unbekanntes Dinge seines Lebens verständlich zu machen. Heute wußte sie auch, daß der Tod ihrer Eltern ihr nur darum nicht so umwälzend erschienen war, weil ihre Liebe bei aller Verehrung der Eltern stärker in ihrem Bruder verwurzelt war.

Dann gab es die Erinnerung an Angèle Latour, die bezaubernde junge Französin, die die Geschwister bei einem Nordseeaufenthalt kennengelernt hatten. Susanne war noch ein Kind gewesen, aber sie hatte gefühlt, daß ihr Bruder verändert war wie nie zuvor.

Angèle war Pariserin und mit siebzehn Jahren an einen sehr reichen südfranzösischen Kaufmann verheiratet worden. Doch war er bereits ältlich und kurierte damals eine Gicht aus. Angèles Arzt hatte sich betören lassen und ihr eine Kräftigungskur verordnet in einem gänzlich anderen Klima als dem, das ihrem Gatten zuträglich war. So waren diese Wochen im doppelten Sinne ein Paradies für die junge Frau.

So unerfahren Susanne war, ahnte sie doch, was sich abspielte zwischen Alexander und Angèle, daß es nicht ein Flirt war, sondern eine Liebe, die keine Grenzen, keine Kompromisse und kein Gewissen kannte. Heute erschien es Susanne beinahe unfassbar, daß sie damals nicht einen Funken Eifersucht auf die Französin empfunden hatte, die ihr als erste den Bruder wirklich entzog. Sie schob es der gegenseitigen Toleranz zwischen ihr und Alexander zu, die ihrem tiefen Gefühl füreinander das Klare, Frische gegeben hatte.

Wir haben uns trotz allem nie gegenseitig beengt, dachte sie, jeder konnte Urlaub nehmen von dem anderen und fand immer Verständnis. Es war das Klügste, was wir tun konnten, um uns so fest aneinander zu binden.

Angèle – sie sah sie vor sich, das Unnachahmliche der Pariserin in jedem Fältchen ihrer Kleider. Ihr lächelndes Bild drängte sich zwischen Susanne und die vergraute Tünche der Gefängnismauern. Als Kind hatte Susanne geglaubt, noch nie eine so

schöne Frau gesehen zu haben. Als sie später einmal die Bilder betrachtete, die Alexander von ihr besaß, stellte sie fest, daß sie gar nicht so vollkommen schön gewesen war, aber ihr Charme hatte wohl jede andere Frau neben ihr verblassen lassen.

Sie schien zart und schmal, aber sie war eine passionierte Reiterin, unermüdlich und verwegen. Susanne erinnerte sich an die zauberhaften Ritte über die Dünen und am Meer entlang, dem Wasser so nahe, daß der weiße Gischt zu ihnen aufspritzte.

Sie ritten nur Leihpferde dort; die meisten waren hart im Maul und einsam im ewigen Wechsel der Reiter. Ein mächtiger Rappwallach war dabei. Er war unter den Badegästen etwas verrufen und auch nur selten im Damensattel geritten worden. Doch Angèle liebte ihn.

An jenem Tage, der jetzt wieder sehr nahe vor Susannes Auge stand, war Alexander nach Hamburg gefahren, um in Eile einige berufliche Pflichten zu erledigen. Sie ritten zum erstenmal allein aus, Angèle und Susann, und sie sprachen von lauter lustigen, kunterbunten Dingen, die Susanne brennend interessierten, denn die junge Frau besaß die Gabe, mühelos selbst wieder zum Kind werden zu können.

Sie trug an diesem Tag ein enganliegendes schwarzes Reitkleid mit einem Veilchenstrauß am Revers und einen kleinen steifen Hut. Sie hatte dunkle Augen und flirrendes, sehr helles Haar, das sich nie ganz der modisch-strengen Linie des Reithutes fügen wollte, und so sah es manchmal aus, als berührte es den Himmel, vor dem sie ritten, und verschmolze mit ihm zu blendendem Licht. Auf dem schwarzen Pferd, das nicht eine Blesse zeigte, bot sie ein Bild, von dem man den Blick nicht wenden wollte. Der launische Rappe ging sanft und willig unter ihrer Hand.

Eine hohe Bretterwand sperrte ihren Weg. »Chérie«, lachte Angèle, »nun gib acht, wie schrecklich mutig wir sind!«

Sie sprang, und Susanne hörte einen dumpfen Fall, den kläglichen Mißton hilflos schlagender Pferdehufe, einen spitzen, kleinen Schrei, ein verwehendes Stöhnen. Der Rappe hatte Angèle unter sich auf Stein- und Felsenbrocken begraben. Sie starb an innerer Verblutung, noch ehe Alexander aus Hamburg zurückgekehrt war.

Die Kriegsjahre kamen, das Bangen um Alexanders Leben, die kurzen Urlaubstage, die in der Hauptsache ihr gehörten. Einen Fronturlaub hatten sie benutzt, um nach der Nordseeinsel zu fahren, wo auf einem kleinen Friedhof zwischen den Dünen das Grab Angèles war.

Nichts wuchs dort außer trockenen Strandgräsern, und der große Kranz aus frischen Veilchen, den sie mitgebracht hatten, war wie ein schöner, fremdartiger Spuk gewesen. Als sie am nächsten Morgen vor der Abfahrt noch einmal zum Grab gingen, waren die Veilchen verwelkt; der ewig wehende Sand hatte sie zugedeckt und erstickt.

Am Ende dieses Urlaubs hatte Alexander zu ihr gesagt: »Es ist gut, Susann, daß ich dich habe, denn was der Urlaub sonst bringt, langt nicht zur Lust, einen Brief zu schreiben, wenn man wieder draußen ist.«

Nach dem Kriegsende war die Zeit ausgefüllt gewesen mit Alexanders beruflichem Streben und dem Auskosten lang entbehrter Lebensgenüsse. Man durfte seine Gefühle hinter eigenwilligen Redensarten verbergen und schob alles Dramatische weit fort. Auch jetzt waren sie wieder völlig im Gleichklang gewesen. Die Prager Reise fiel ihr ein. Die kleinsten Geschehnisse erwachten zu neuem Leben.

Alexander würde die Welt für ein Narrenhaus halten, wenn er wüßte, daß sie hier war, weil sie einen Mord an ihm begangen haben sollte. Irgendwann würde sie wieder ein Leben ohne ihn beginnen, doch es war ihr noch unmöglich, sich das vorzustellen. Sie wehrte sich nicht mehr gegen die Tränen. Zuerst war ihr Weinen meistens leise und sacht, doch dann schüttelte sie der Schmerz wie ein Orkan, und das harte, heiße und wilde Schluchzen ermattete sie so, daß sie wie betäubt in halber Ohnmacht zurückblieb, wenn es vorüber war.

Durch das Fenster konnte sie ein Stück Himmel sehen und die äußersten Spitzen eines Platanenzweiges. Sie hörte nichts als mitunter das Schlagen einer der vielen Türen des langen Ganges, den sie in seiner ganzen Ausdehnung nur gesehen hatte, als sie hierher geführt worden war. Manchmal klang das gleichmäßige Auf und Ab von Schritten aus der Nachbarzelle zu ihr, dumpf

und leise. So mochten wohl auch ihre Schritte für die Nachbarin klingen, wenn sie auf und ab lief, um fertig zu werden mit der Enge und dem Mangel an frischer Luft und Bewegung. Das Wetter war um diese Jahreszeit meistens schlecht, und dann dachte niemand daran, die Untersuchungsgefangenen eine halbe Stunde im Hofe herumzuführen.

Die Gefängniskost war eintönig und mager. Zuerst hatte Susanne kaum etwas gegessen, aber später wurden die Essenszeiten zu den ersehnten Unterbrechungen, die einen Tag in drei Abschnitte teilten, und Anfang, Höhepunkt und Abstieg erschienen schneller zu vergehen als ein einziger, langer Tag.

Nichts in der kleinen Zelle haßte Susanne so sehr wie die grauweiße Emailleschüssel, die zum Waschen diente und auf einem dreibeinigen Metallgestell stand, das ebenso abgeschlagen war wie die Schüssel und der viel zu kleine Krug, der nur jeden Morgen neu gefüllt wurde. Sie kam sich schmutzig und ungepflegt vor wie nie im Leben. Ihr schweres Haar wurde ihr zur Last. Sie ahnte, daß Alwine wohl mindestens ebenso wie sie selbst litt bei den Gedanken an diese Dinge.

In den Nächten fror sie stets, wenn sie auch über die Decken alle ihre Habseligkeiten, Kleider, Wäsche und den Pelz häufte. Der kleine eiserne Ofen, der in der Zelle stand, wurde täglich geheizt, doch lief er nur für eine knappe Stunde glutrot an, um fast ebenso schnell wieder zu erkalten.

Manchmal wünschte sie, krank zu werden, um aus diesen Mauern herauszukommen. Aber sie war stets von einer robusten Gesundheit gewesen, und ihr Körper dachte nicht daran, zu rebellieren. Wenn auch die Kälte sie zuerst fast körperlich geschmerzt hatte, merkte sie doch nach einer Weile, daß sie sich angepaßt hatte, und sie zog ihren Pelz oft erst über, wenn das Feuer schon lange Zeit erloschen war.

Obwohl der kleine Eiserne keinen wirklichen Schutz gegen die Kälte bot, liebte sie ihn doch am meisten von allem hier, denn das Feuer erinnerte an den Kamin in der Jagdhütte, und die Verzauberung der Stunden dort kam manchmal zurück, wenn sie das Ofentürchen öffnete und dem Spiel der Flammen zusah.

Alles, was Glück bedeuten konnte, schien ihr so fern, daß ihr

einfiel, wie sie Clemens eines Tages gefragt hatte, was der Mensch wohl brauche, um wenigstens von dem irdischen Glück zu wissen.

»Einen Pferderücken unter sich und von Zeit zu Zeit die Planken eines Schiffes, das Herz eines anderen Menschen und den Frieden eines Feuers am Abend. Ich könnte mir heute denken, daß das genügen würde, Susann!«

Sie glaubte seine Stimme wieder zu hören. Selbstverständlich richtig und erschöpfend schien ihm, was er gesagt hatte.

Es ist auch so, dachte sie, es ist selbstverständlich und schließt alles Wesentliche ein für Menschen wie dich und mich. Andere Menschen werden andere Glückseligkeiten kennen, aber was kümmert uns das? Wie nahe wir uns waren, wie vertraut von Anfang an! Gibt es denn überhaupt irgend etwas, das das je ändern könnte?

Hinter den verschlossenen Türen, zwischen kahlen, drohenden Wänden, frierend oder von der kurzen Glut eines bullernden kleinen Kanonenöfchens fast verzehrt, fühlte sie, wie die Hoffnung lebendig werden wollte in ihr, daß auch der Morgen nach der letzten Nacht nichts anderes bedeutet hatte als eine Krankheit, seine Qual, das, was er seine Vernunft nannte! Sehr klein war diese Hoffnung und hatte noch nicht die Kraft einer lockenden Vorstellung, aber sie war da, wie der Same, der in die Erde gelegt worden ist.

Der Winter war zeitig gekommen in diesem Jahr. Zuerst hatten Nebel die Platanenzweige vor dem Fenster verborgen, doch bereits Mitte November fiel der Schnee. Susanne sah schon durch die Morgendämmerung die weißen Hauben auf diesen Zweigen, die ihr nun Wind und Sturm, Schnee und Rauhreif anzeigten, kümmerliche, kleine Spitzchen eines mächtigen Baumes, doch jetzt so wichtig wie einst ein ganzer Wald von Platanen.

Die ersten Schneehäubchen waren locker und lieblich und erinnerten an den Martinstag mit Gänsebraten und Martinihorn und an die alte schlesische Regel, daß St. Martin auf dem Schimmel geritten kommt, auf einem Schimmel aus den ersten Schneeflocken des Winters.

Doch dann kamen Stürme. Das Schneegepluster wurde in höhni-

schem Spiel hinuntergeschleudert und die Zweige Tag und Nacht hin und her gerissen. Manchmal schleuderte sie der Wind so weit, daß nur der bleigraue Himmel das kleine Fenster erfüllte; dann wieder schienen sie plötzlich zu wachsen und gegen das Gitter zu schlagen. Zuerst fegten die Stürme trocken über die frostklirrende Erde, bevor schwere, tiefhängende Wolken aus Osten kamen und Schneestürme daraus wurden.

Susannes Verteidigung hatte Justizrat Massow übernommen. Wenn er die Zelle betrat, befahl Susanne immer von neuem eine hoffnungsvolle Spannung, um sofort einer tiefen Depression Platz zu machen, wenn er ihr gesagt hatte, daß nichts von Bedeutung geschehen sei.

In der ersten Zeit hatte sie noch die Kraft besessen, sich selbst zu suggerieren, ein Wunder würde geschehen, der wirkliche Täter würde gefaßt werden. Aber nach einigen Wochen konnte sie das nicht mehr. Sie sah jetzt den Gerichtstag wie ein drohendes Gespenst unaufhaltsam auf sich zukommen, und sie konnte nicht mehr entrinnen.

Fälle von Justizirrtümern fielen ihr ein, von denen ihr Vater und Alexander erzählt hatten. Sie erinnerte sich, wie interessiert sie stets bei allen juristischen Fachplaudereien zugehört hatte.

Ihr Glaube an eine schnelle Aufklärung des Mordes schwand von Tag zu Tag mehr, doch in gleichem Maße wuchs ihr Wille, mit den Dingen fertig zu werden, ohne Clemens hineinzuziehen.

Dr. Massow sagte ihr, daß er beantragen wolle, Elise auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen. Das Bild würde sich sofort ändern, wenn man ihr verminderte geistige Zurechnungsfähigkeit nachweisen könne. Aber die Gesetze machten es nicht möglich, das vor dem Prozeßbeginn zu tun.

Kommissar Reichert hatte bereits im Vernehmungsprotokoll eine Bemerkung dieser Art gemacht, aber Susanne setzte wenig Hoffnung darauf. Elise war zwölf Jahre im Hause, und sie hatte ihre Arbeit stets schnell und peinlich exakt getan. Durch Alwine wußte Susanne zwar von ihrem verzerrten religiösen Fanatismus, aber irgendwelche Anzeichen von Geistesschwäche hatte nie jemand an ihr bemerkt. Vor allem anderen war sie unscheinbar gewesen.

»In meinem Leben hat sie die Rolle eines Geistes aus der Flasche gespielt«, sagte Susanne zu Dr. Massow, »ich habe sie bisher kaum gesehen, jetzt verdunkelt sie meinen ganzen Horizont.«

Nach der Meinung des Justizrates war der Täter nicht unter dem Hauspersonal zu suchen. Der Mörder konnte nur ein später Besucher von Alexander gewesen sein, oder aber er mußte einen Hausschlüssel besessen haben. Er konnte auch nur den Eingang zur Praxis benutzt haben, wenn er unbemerkt in das Haus gekommen war, nicht aber den Haupteingang, denn sämtliche Fenster waren geschlossen und der Haupteingang am Morgen wie stets verriegelt gewesen, wie Alwine ausgesagt hatte. War der Täter auf anderem Wege aus dem Haus gekommen, mußte er einen Helfer im Hause gehabt haben. Die letzte Möglichkeit war endlich, daß er sich über Nacht im Hause verborgen hatte und am Morgen ungesehen durch die unverschlossene Tür entkommen war.

Man hatte Susanne noch vor der ersten Vernehmung unter Aufsicht die Zimmer des Toten durchsuchen lassen. Es schien nichts zu fehlen. Sie kannte zwar den Inhalt von Alexanders Schränken und Schüben nicht bis in die letzten Details, aber daß es kein Raubmord gewesen war, stand fest. Im Safe hatten sich Schmuck und eine größere Geldsumme unberührt vorgefunden, ebenso eine weitere Geldsumme im verschlossenen Schreibtisch.

Nichts deutete auf einen Kampf zwischen Alexander und dem unbekanntem Täter hin. Aus der Pistole war, wie die Zahl der Patronen ergab, nur ein Schuß abgegeben worden, und zwar mit jener Zielsicherheit, die eine sehr sichere Hand verrät, die man aber auch nicht selten als Zufallstreffer bei gänzlich Ungeübten findet, bei spielenden Kindern mitunter, die den kleinen Kameraden so genau ins Lebenszentrum treffen, daß man glauben möchte, ein böser Zauber habe die Geschoßbahn gelenkt.

Alexander in seiner aufgeschlossenen, gewinnenden Art hatte kaum persönliche Feinde gehabt. Von seinen Herzensaffären pflegte er, selbst wenn sie gerade auf dem Höhepunkt waren, als Bagatelle zu sprechen, falls er das überhaupt tat. Susanne konnte nicht einmal Namen nennen. Sein guter Ruf als Strafverteidiger hatte Alexander dort, wo man zunächst nach dem Täter Ausschau

hielt, bei den abwegigen Elementen der menschlichen Gesellschaft, nur Sympathien eingebracht. Das Dunkel war so undurchdringlich wie am Tage des Mordes.

Justizrat Massow war bereits ein alter Herr. Die Freundschaft mit Susannes Vater hatte in der gemeinsamen Studienzeit begonnen. Er war Junggeselle, schlank, sehr gepflegt. Eine goldgefaßte Brille bedeckte helle, scharfe Augen, und der kleine Spitzbart war weiß mit dem leicht gelblichen Ton, den sehr blonde Haare beim Ergrauen manchmal bekommen. Rosige Hautfarbe vollendete die freundliche Farbensymphonie.

Bei einem seiner Besuche sagte er mit einem Seufzer zu Susanne: »Mein liebes Kind, es hätte uns kein größeres Glück widerfahren können, als wenn Sie in der fraglichen Nacht nicht zu Hause gewesen wären und ein einwandfreies Alibi Elises Aussagen erschüttert hätte.«

Er hatte ihr heute das Datum der Hauptverhandlung gebracht, am 15. Januar des nächsten Jahres würde sie stattfinden.

Es kommt massiert, um mich zu versuchen, dachte sie. Einen Augenblick malte sie sich aus, wie das Gesicht des Justizrats wohl sein würde, wenn sie ihm jetzt von dem ersehnten, einwandfreien Alibi erzählen würde. Mit einer Art Galgenhumor dachte sie, daß sie ihm eigentlich die Freude machen sollte. Mitunter glaubte sie eine gewisse Hilflosigkeit an ihm zu spüren.

»Sie meinen, das Alibi würde restlos alles für mich lösen, Onkel Massow?«

Er ging nicht auf ihre Frage ein, sondern sagte, mit verschränkten Armen in der Zelle auf und ab gehend:

»Susanne, ich habe manchmal ein ganz eigenartiges Gefühl: Es kommt mir vor, als wenn Sie nicht ganz aufrichtig zu mir wären. Sie müssen meine Offenheit verzeihen, aber es geht schließlich um alles für Sie. Ich kenne Sie zu gut von allerkleinsten Kinderfüßen an, meine liebe Susann, um mich nicht bis zu einem gewissen Grade auf mein Gefühl verlassen zu können. Daß ich Sie nicht für Alexanders Mörderin halte, steht außer jeder Debatte, aber ich glaube mitunter, Sie besitzen Kenntnis von irgendwelchen Dingen, die sehr wichtig sein könnten und die Sie mir aus unerklärlichen Gründen verschweigen.«

Susanne schüttelte den Kopf. Sie fühlte sich grenzenlos müde und abgeschlagen. Sie schlief jetzt sehr schlecht, und am Tage war sie dann wie ausgebrannt.

»Sie irren sich, Onkel Massow. Aber ich zerbreche mir oft den Kopf, ob Elise tatsächlich eine Frau zu meinem Bruder gehen sah. Sie müßte mir in Größe, Gang und vielleicht auch in der Frisur ähnlich gewesen sein. Nach Elises Aussagen kam sie aus der Richtung, in der meine Zimmer liegen.«

»Wir müssen mit der Tatsache rechnen, daß Elises Aussage richtig ist. Diese Frau muß sich dann sehr gut ausgekannt haben in Ihrem Hause. Es ist anzunehmen, daß sie die Pistole erst kurz vor dem Mord aus Ihrem Wohnzimmer entwendete, denn zu diesem Zweck suchte sie wahrscheinlich Ihr Zimmer auf. Wenn die Hunde nicht im Stall gewesen wären, wüßten wir allein aus der Tatsache, daß sie nicht anschlügen, daß die fragliche Person zum Hause gehört haben muß. Wer nun kann sich außer Alwine, die von vornherein als Täterin ausscheidet, so genau in Ihren Schüben ausgekannt haben, Susann?«

»Es bliebe höchstens Elise selbst, die beim Saubermachen gestöbert haben könnte, oder allenfalls die Köchin, die aber zur Zeit des Mordes im Krankenhaus lag.«

»Ihre Kusine Lady Goddenfield war zu dieser Zeit doch bereits abgereist?«

»Sie fuhr drei Tage vor dieser Nacht ab. Sie wollte nach einem kurzen Besuch in Berlin nach England zurück, um dann den Winter irgendwo im Süden zu verbringen. Der Gedanke, daß Cornelia Alexander erschossen haben könnte, erscheint mir außerdem so absurd wie meine eigene Verdächtigung.«

»Wußte sie von Ihrer Waffe?«

»Das wäre möglich. Sie erinnern sich, Onkel Massow, daß Alexander ein ausgezeichneter Pistolenschütze war? Schon als kleines Mädchen nahm er mich in die Lehre. Er war sehr stolz, wenn ich ihn später sogar hin und wieder überrundete. Ich sehe uns noch in der ›Schlucht‹ stehen, wie wir den tiefer gelegenen Teil des Gartens nannten, und ich höre als Begleitmusik das Heulen der Hunde, die wir in den Zwinger sperren mußten, damit sie nicht ins Schußfeld liefen.«

Der Ausdruck ihres Gesichtes war für Augenblicke gelöst und fast kindlich.

»Natürlich erinnere ich mich, Susann. Besaß Ihre Kusine übrigens einen Hausschlüssel während ihres Besuches?«

»Ich glaube nicht, es waren ja stets genügend Leute da, um zu öffnen.«

»Alexander ist von hinten erschossen worden, nichts spricht für einen vorangegangenen Kampf. Der Mörder hat wahrscheinlich nicht einmal eine eigene Waffe mitgebracht. Die zurückgelassene Pistole spricht für Kopflosigkeit. Ich nehme an, daß der Mörder zwar mit einer bestimmten, nicht aber mit einer Mordabsicht gekommen ist. Aus irgendwelchen Gründen ist Alexander dann im Wege gewesen bei der Verwirklichung dieser Pläne.«

»Es könnte aber auch sein, daß der Täter von vornherein den Verdacht auf mich lenken wollte und darum die Waffe zurückließ. Er dürfte Handschuhe getragen haben, und durch mein unbedachtes Berühren kam ich seinem Vorhaben nur entgegen.«

»Das ist denkbar. In der Theorie könnte man Elise selbst für die Mörderin halten. Das Motiv der Tat wäre vielleicht in ihren moralischen Säuberungsideen zu suchen, nachdem sie bei der Vernehmung ihre schmutzigen Phantasien preisgegeben hat.«

»Wir trauen ihr einen Mord zu aus diesen Motiven heraus, ohne mit der Wimper zu zucken. Wieviel weniger dürfte sie sich dann erst scheuen, einen Meineid für die gleichen Ideale zu leisten!«

»Ja, Susann, diese zwielichtige Person als Kronzeugin ist eine Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist. Sie ist kaum anders als durch größtmögliche Beweise zu fassen, da sie sich selbst für einen Meineid und jegliche andere dunkle Situation ihre eigenen Gesetze zurecht machen wird.«

Am Morgen nach diesem Gespräch geschah etwas, das Susanne in ihrer trostlosen Lage als ein Erlebnis bezeichnete. Sie hatte durch die Hoffnungslosigkeit der Unterredung mit Dr. Massow kaum geschlafen und war erst am Morgen in einen fiebrigen, oberflächlichen Schlaf geglitten.

Sie erwachte durch die Geräusche, die das Anzünden des Feuers

begleiteten. Bisher hatte dort immer eine lange, dürre Wärterin gekniet, die Susanne die wenigen notwendigen Worte wie Brosamen hingeworfen hatte.

Heute beleuchtete die aufflackernde Flamme eine runde, kleine Person, die mit Kinderhändchen, winzig und voller Grübchen, am Ofen herumhantierte. Als sie sich dann erhob, geschah das trotz ihrer Fülle mit solcher Behendigkeit, daß Susanne voller Erstaunen für einen Augenblick alles andere vergaß.

Als die kleine Runde sah, daß Susanne erwacht war, setzte sie sich schwungvoll auf die Kante der schmalen Pritsche; wie sie sich dort hielt, blieb Susanne rätselhaft. Sie strahlte über das ganze Gesicht, sah Susanne interessiert an und erzählte, daß sie Anni Lehwald hieße und nur zur Vertretung hier sei, da eine der Wärterinnen erkrankt sei. Sie wolle heiraten und sich noch ein paar Pfennige für ihre Aussteuer verdienen.

Franz hieß er. Sie lachte allerliebste, und Susanne begann Franz und seinen Geschmack zu verstehen.

»Und Ihr Herr Bruder, der Dr. Teck, hat für meinen Franz einmal die Kastanien aus dem Feuer geholt; vor zwei Jahren war das. Der Franz hatte ein Fahrrad... also ja, er hatte es wirklich genommen. Aber Ihr Bruder hat dem Richter klargemacht, daß das aus Not geschehen ist und weil seine Mutter krank war und überhaupt mit einer Art edler Gedanken dabei. Der Franz hat seitdem immer gesagt, daß der Dr. Teck der beste Rechtsanwalt in der ganzen Gegend ist und daß er ihn immer wieder nehmen würde, wenn mal wieder was passieren sollte.«

Sie spielte mit ihren Schürzenbändern. »Es kommt nur daher, weil sie von der Soldatenzeit her so was gewohnt sind. Sehen Sie, Fräulein Teck, der Franz braucht mich schon deswegen, damit nicht wieder so was passiert, ich geb' schon acht!«

Dann begannen sich wieder überall appetitliche Polsterungen über Grübchen zu wölben; sie lachte strahlend:

»Ich glaub' halt immer, jeder Mann sollte irgend etwas haben, worauf man achtgeben muß, so einen kleinen Defekt halt, gerade so groß, daß er uns braucht!«

Jetzt ergriff sie Susannes Hände und drückte sie innig.

»Ach, wie leid mir das tut um Ihren lieben Bruder, er war so

lustig und ein richtiger Herr! Und Sie sollen ihn erschossen haben? Daß ich nicht lach'! Schon als ich Sie vorhin beim Schlafen beobachtete, habe ich sofort gewußt: die hat das nie getan! Übrigens, Fräulein Teck«, jetzt flüsterte sie nur noch, »wenn Sie hier mal für kurze Zeit 'raus möchten, ich mache das! In den nächsten Monaten ist mein Onkel an der Pforte, ich rede mit ihm, verlassen Sie sich darauf. Wenn ich nämlich dem Franz erzähle, daß ich Ihnen helfen konnte, freut der sich ehrlich!«

Sie sprang federnd auf und war schon an der Tür, als sie zurückrief: »Ich muß jetzt weiter. Die armen Würmer in den anderen Zellen erfrieren mir sonst noch. Zwanzig Grad hat das Thermometer heute früh gezeigt.« Sie war weg wie ein Kugelblitz, Susanne erheitert und innerlich erwärmt zurücklassend. Es kam ihr plötzlich vor, als wenn sie alles hier um ein paar Nuancen zu tragisch nähme. Sie hatte das Gefühl, uralt und ohne jede Frische zu sein.

Bereits nach einer Woche täglichen Ofenheizens und heimlicher Plauderstunden mit Anni Lehwald war Susanne fest davon überzeugt, den nie gesehenen Franz, um den sich der Kugelblitz Tag und Nacht zu drehen schien, aus dem Truppenkontingent eines mächtigen Herrschers herausangeln zu können, so genau glaubte sie ihn zu kennen. Ihre Gedanken begannen, von Anni temperamentvoll und ausdauernd gelenkt, ebenfalls aufs intensivste um den ahnungslosen Franz zu kreisen, und ihm dankte sie immerhin das erste herzhafteste Lachen der Selbstironie in diesen Mauern.

Doch war Anni Lehwalds Einfluß in dieser Zeit immerhin groß genug, um Susanne nach einer Reihe von Tagen davon zu überzeugen, daß man »an Weihnachten nicht unschuldig in einer Gefängniszelle sitzt und flennt, wenn man es so leicht deichseln kann mit dem Rauskommen«!

Susanne hatte zuerst stets den Kopf geschüttelt zu solchen Verlockungen Annis: »Anni, ich verstehe nicht, warum Sie durchaus Kopf und Kragen für mich riskieren wollen!«

Aber allmählich wurde ihr der Plan vertrauter. Sie wußte zunächst gar nicht, was sie mit der so freundlich winkenden Freiheit von Stunden überhaupt anfangen sollte, doch dann wurde der Gedanke immer beherrschender, Clemens aufzusuchen.

Unzählige Male erwog sie den Plan, verwarf ihn wieder, um ihn immer wieder von neuem hervorzuholen und zu beleuchten wie eine Kostbarkeit, die sie in die Trostlosigkeit dieser Mauern hinübergerettet hatte. Doch als sie erst einmal entschlossen war, am Weihnachtsabend bei Clemens zu sein, hielt sie nichts mehr auf. Sie versuchte jeden Gedanken an den Verhandlungstag weit wegzuschieben, und sie dachte auch nicht mehr an das Wagnis bei dem Unternehmen.

Sie lebte plötzlich auf, die ziellose Traurigkeit schwand. Vielleicht finde ich ihn verändert, gefestigter, dachte sie, so daß ich ihn bitten kann, für mich zu zeugen; und vielleicht sagt mir irgend etwas, daß dieser Morgen nach unserer Nacht eine Sinnlosigkeit, eine Unwahrheit gewesen ist.

Der Justizrat verbrachte die Feiertage stets bei seiner Schwester in Frankfurt und konnte so nicht störend in ihre Pläne eingreifen. Zwei Tage vor Weihnachten brachte Anni einen Brief von Alwine; alles sei so vorbereitet, wie Susanne es gewünscht hatte. Ein Vetter von Alwine, der eine Bauernwirtschaft in der Nähe von Hirschberg besaß, würde am Weihnachtsabend bei Einbruch der Dämmerung an einem bestimmten Platz in der Nähe des Gefängnisses mit seinem Pferdeschlitten auf sie warten.

Anni hatte ihr versichert, daß gerade am Weihnachtsabend das Unternehmen nicht schwierig sein würde, da an diesem Tage für viele Gefangene Besuchserlaubnis gegeben werde. Susanne würde als Besucherin mit einem Stück Papier in der Hand von dem Torwächter, dem Onkel Annis, hinausgelassen werden. Am Morgen des ersten Feiertages würde sie auf demselben Wege wieder hineinkommen.

Doch als Susanne dann fertig angezogen dastand und auf Anni wartete, zitterte sie so, daß ihr die kleine Tasche aus der Hand fiel. Während sie sich bückte, dachte sie flüchtig: Wenn ich noch lange hier zubringe, werde ich schließlich selbst von meiner Schuld überzeugt sein. Ich bin bereits jetzt krank und verrückt!

Dann ging alles so glatt und schnell vor sich, daß sich ihre Angst in einem kleinen, hysterischen Gekicher löste, als sie warm ver-

packt im Schlitten saß. Der Augenblick, als die Pferde anzogen, erschien ihr wie ein Hinausfliegen in unendliche Weiten. Es betäubte sie ebenso wie die eiskalte Luft, die ihr nach der dumpfen Zelle so frisch und rein vorkam, daß sie zuerst nur oberflächlich zu atmen wagte.

Sie fuhren durch die Innenstadt. Susanne sah von ferne den Christkindlmarkt. Noch immer wurden dort Christbäume und bunter, glitzernder Weihnachtskram feilgeboten. Die Straßen waren belebt von eiligen Menschen. Pelze, Stiefel und baumelnde Pakete aller Größen beherrschten das Bild. Unter den Laubengängen des Marktes hatte man schon die ersten Lichter entzündet, und als sie die Straße verließen, begannen die Glocken zu rufen, klar und weit getragen in der reinen Winterluft.

Susanne schloß einen Augenblick die Augen. Sie fühlte sich verloren und einsam wie nie zuvor, für immer ohne Alexanders Schutz und Wärme, hinter sich die grausame Drohung der Anklage, vor sich die Heimatlosigkeit, die eine Liebe bedeutet, in der das Herz nicht ruhen kann. Erst als die Pferde dem Klang der Glocken davoneilten, kam sie aus ihrer Verlorenheit, als entstieg sie einem tiefen Brunnenschacht.

Die Pferde liefen gut und verloren nicht an Schnelligkeit. Das Schellengeläut war der einzige Laut in der weißen Weite. Der vertraute Geruch der Pferdeleiber flog zu Susann. Die Berge mit ihren nebelumhüllten Kuppen waren sehr nahe.

Der Mond kam jetzt hoch und warf schon Schatten. Als der Bauer ausstieg, um die Schlittenlaterne anzuzünden, fragte er Susanne freundlich, ob sie irgend etwas wünsche und ob ihr auch nicht kalt sei. Dann stieg er wieder auf den Kutschersitz, sank wieder zusammen zu einem reglosen Gebirge aus Pelz. Seine runde Pelzmütze war von quellenden, weißen Atemwolken umwogt und endlich ganz eingehüllt.

Manchmal klang von fern das Schellengeläut eines entgegkommenden Schlittens auf, mischte sich in fröhlicher Harmonie mit dem eigenen, wurde leiser und erstarb in der weißen Endlosigkeit. Aus den kleinen Bauernhäusern fiel Licht auf den Schnee und ließ ihn auffunkeln.

Sie näherten sich jetzt den Wäldern, verließen die festgefahrene

Straße. Der Schnee stiebte auf hinter dem Schlitten, der in sauser Fahrt dahinjagte. Dann standen sie mit einem Ruck, die Pferde prusteten und schüttelten die reifbehangenen Mähnen.

Der Bauer half Susanne aus den Fahrpelzen. In seinem breiten gemütlichen Lachen war viel von Alwines Freundlichkeit. Susanne rieb den Pferden die Nasen und gab ihnen Zuckerzeug aus dem Sack, den Alwine mitgeschickt hatte. In weitem Bogen wendete dann der Schlitten, die Pferdeschellen verklangen. Susanne blieb allein zurück. Neben ihr liefen Fährten von Hasen und Rehwild in den Wald. Sie wandte sich um und folgte ihnen.

Der Schnee war sehr hoch, manchmal versank sie bis zum Knie darin. Als sie einmal schmerzhaft fehltrat und fiel, wurde ihr klar, daß sie wohl erbarmungslos erfrieren würde, wenn sie hier liegenblieb. An manchen Hängen hatte der Wind den Schnee verweht, dort kam sie leichter und schneller vorwärts. Der Mond stand jetzt hoch, auf den Lichtungen wurde der Schatten weit vor ihr hergetragen. Wenn ihre Erschöpfung Raum ließ dafür, wurde ihr die zauberhafte Schönheit des tiefverschneiten Waldes im Mondlicht bewußt.

Noch weit von der Hütte entfernt, stieß sie auf die ersten Ski-spuren, dann auf Abdrücke von großen, festen Schuhen, tief eingedrückt im Schnee. Sie wurden bald häufiger und liefen kreuz und quer; manchmal war eine Hundefährte dicht neben ihnen. Es war ihr, als wenn der Winterwald, der so still und weiß in der kristallinen Kälte stand, zum Leben erwacht wäre.

Dann endlich erreichte sie die Jagdhütte. Durch die Ritzen der Holzläden drang ein schwacher Lichtschein. Einer der Läden war nur angelehnt, und der Wind hatte ihn ein wenig zurückgeschlagen. So konnte Susann in den Raum blicken.

Sie war besorgt gewesen, daß Timbo nun schon groß genug war, um sie zu melden, und sie sah auch als erstes ihn, der mit gesteiften Ohren zum Fenster hinäugte.

Clemens saß ganz nahe bei ihm auf der Eckbank am Tisch; bei offenem Fenster hätte sie ihn berühren können. Er war halb abgewandt von ihr und schrieb. Aufgeschlagene Bücher, Papiere und die erkaltete Pfeife lagen vor ihm, und ein Teller mit Brotresten stand neben einer ruhig brennenden Kerze.

Sein Ausdruck war düster, seine Haltung und seine Bewegungen, deren feinste Nuancen Susanne kannte, gespannt und schwer. Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, und ihre Hände in dem Pelzmuff verkrampften sich ineinander.

Er stand plötzlich auf; sie dachte, er hätte sie entdeckt, und trat zurück. Aber sein Schritt verlor sich in der Hütte, und sie schaute noch einmal durch das Fenster. Er hantierte jetzt am Herd, doch sie konnte nicht genau sehen, was er tat.

Noch einen winzigen Augenblick, dachte sie, dann gehe ich hinein, und alles wird gut oder noch schlimmer.

Dann drückte sie die Türklinke nieder. Der Hund sprang jaulend und winselnd vor Freude an ihr hoch. Clemens fuhr mit einem jähen Ruck herum, irgend etwas klirrte zu Boden. Er starrte sie an, als könne er es nicht begreifen.

Sie stand in der offenen Tür und lächelte ihm zu. Die Pelzkapuze war voller Schnee und schon im Hinabgleiten.

»Susann«, er flüsterte es fast; und dann noch einmal: »Susann!«

Der Klang seiner Stimme war wie eine Erlösung. Dann war er mit zwei Sätzen bei ihr. Sie wollte seinen Namen sagen, aber er hatte sie schon in den Armen und küßte sie mit einer besinnungslosen Wildheit, die sie nicht erwidern konnte, denn sie wäre gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte, so überfluteten sie Schwäche und Seligkeit.

Sie wollte etwas sagen, ihm alles erklären, als er sie einen Augenblick freigab, um ihr Gesicht zu sehen, jeden der vertrauten Züge, ihr Lächeln.

»Sag nichts, Susann, sag vor allem nicht, daß du wieder gehen mußt!«

Er ließ sie nicht zu Worte kommen, küßte sie, hob sie auf und trug sie zu dem Lehnstuhl am Kamin. Er kniete vor ihr nieder, und während er mit ungeschickten Fingern ihren Pelz aufknöpfte, sagte er: »Ich weiß, daß es nichts als ein Traum ist, aber ich werde ihn festhalten.«

Der Pelz glitt herab; er schlang die Arme um sie und preßte seinen Kopf an ihre Brust.

Sie sagte flüsternd: »Hast du dich manchmal nach mir gesehnt, Clemens?«

»Ich habe nie geahnt, daß es eine solche Leere geben kann.«

»Hast du nicht gewußt, daß ich eines Tages wiederkommen würde?«

»Nein, ich konnte nicht daran glauben, nach jenem letzten Morgen nicht mehr. Susann, kannst du einem gottsverdammten Narren verzeihen?«

Sie lachte ihr warmes, dunkles Lachen: »Jetzt kommt es mir plötzlich so vor, als hätte ich die ganze Zeit über gewußt, daß du mich danach fragen wirst, und ganz genauso, mit diesen Worten.«

»Ich weiß auch jetzt noch nicht, wie es weitergehen soll mit uns, aber wir wollen heute nicht daran denken. Willst du es, und wirst du es können?«

Er sog ihren Duft ein, unendlich vertraut, zart verschwebender Wolkendunst um die Hügel ihrer Brüste, nur für den zu ahnen, der ihr so nahe war. Er bedeckte ihren Hals, ihr Gesicht mit Küssen, und er suchte die kleinen Ohren unter dem weichen, schimmernden Haar. Und immer wieder murmelte er: »Ist das schön, daß du wieder da bist, Susann, ist das schön, du!«

Er brachte Timbo und das Kätzchen, und sie holten mit ihrer Begrüßung stürmisch nach, was ihnen bisher vorenthalten worden war.

Als Clemens gleich darauf mit einem Riesenpacken Holz zurückkam, brachte er den Sack mit, den Susanne vor der Tür stehengelassen hatte.

»Den hat mir unterwegs der ungalante Nikolaus aufgebürdet, und es wäre schade gewesen, ihn stehenzulassen.«

Er nahm ihr Gesicht in seine Hände.

»Weißt du, daß du meinen Scholz beschämst, Susann? Er war schon über eine Woche nicht mehr hier oben. Und du kommst bepackt hier heraufgestapft bei diesem Schneefall und dieser barbarischen Kälte!«

»Wer versorgt dich, wenn Scholz nicht kommt?«

»Ich habe alles, und was fehlt, gibt der Wald auch jetzt noch her.«

Sie küßte ihn auf die Stirn, wo die dunklen Haare ansetzten, und glitt vom Bett herab.

»Ich ahne, daß dort drin alle möglichen Dinge sind, die du auch in deinem gesegneten Revier nicht erjagen kannst. Warte, wir werden gleich sehen!«

Während er das Feuer anfachte, begann sie auszupacken. Lautlos glitt sie auf den warmen Fuchspelzschuhen hin und her, jetzt ganz von einer weihnachtlichen Freude erfüllt. Alles war hier so, wie sie es verlassen hatte, und so vertraut, daß sie völlig das Gefühl hatte, heimgekehrt zu sein. Mit einem leichten Schauder dachte sie an ihr eigenes großes, leeres Haus.

Sie hatten bis jetzt Alexanders Tod nicht berührt. Aber einmal mußten sie wohl davon sprechen.

»Du weißt von meines Bruders Tod, Clemens?«

Er zog sie neben sich auf die Bank. »Ich habe von allem Geschehenen sehr viel später erfahren. Du weißt ja, Scholz lebt nicht viel geselliger als ich, und Zeitungen ließ ich mir zu dieser Zeit nicht bringen.«

Sie wußte jetzt endgültig, daß er keine Ahnung hatte von ihrer eigenen Rolle in dem Mordprozeß.

»Susann, ich habe immer wieder daran gedacht, wie dir zumute sein mochte, und ich habe mir den Kopf zermartert, wie ich dir in irgendeiner Form beistehen könnte. Aber ich war hilflos nach diesem letzten Morgen im Herbst.«

Sie legte leicht die Hand über seinen Mund. »Lassen wir das, Clemens! Mach dir nicht zu viele Gedanken darüber, ich werde sehr gut allein fertig mit allen Schwierigkeiten. Ich bin jetzt viel gereist, das lenkt noch immer am sichersten ab.«

»Aber ich hätte dir doch vielleicht in manchem raten und helfen können, wenn ich nicht hier oben festgebunden wäre.«

Dann machte er plötzlich eine verächtliche Bewegung mit der Hand:

»Ich bin und bleibe ein Narr! Ich biete dir Rat und Hilfe an, die ich dir dann doch nicht geben würde, wenn du wirklich danach verlangen solltest.«

Sie spürte die fremde und doch schmerzhaft vertraute Härte und Entschlossenheit in seinem Wesen, die nicht anders war als am ersten Tag, als sie ihn kennenlernte. Seine Worte zeigten ihr, daß er heute ebensoweit entfernt war von einer inneren Sicher-

heit wie damals, daß es auch jetzt nichts zu geben schien, was stärker gewesen wäre als seine Bitterkeit und Mutlosigkeit.

Wenn ich nur endlich aus der Haft entlassen würde, dachte sie verzweifelt. Sie nehmen mir meine Zeit, meine kostbare, unwiederbringliche Zeit! Vielleicht würde es mir jetzt gelingen, diese steinernen Mauern in ihm zu zerschlagen, zu lösen, was eine eiserne Faust zusammenzukrampfen scheint! Aber nur allmählich, ganz behutsam, nur mit der Zeit kann das geschehen.

Doch ihre Stimme war ohne Erregung, als sie sagte:

»Lassen wir das doch, Clemens. Wir wollen heute nicht davon sprechen. Ich weiß, Alexander dächte ebenso darüber.«

Sie legte die Arme um seinen Hals.

»Ich möchte jetzt zu Kimm!«

Er trug sie durch den tiefen Schnee. Während er in den Wald ging, um eine Tanne zu schlagen, blieb sie bei dem Hengst. Sie hatte Zuckerzeug mitgebracht, und voller Übermut durch die ausgiebige Stallruhe schnoberte er an ihrem Hals entlang und stemmte den Kopf gegen ihre Brust. Sie strich ihm dann über Mähne und Ohren, und wenn sie es am wenigsten erwartete, warf er den Kopf hoch und wieherte laut. Es war ein Spiel, das sie im Sommer oft zusammen gespielt hatten, und er hatte es nicht vergessen.

Ihre Hand glitt sanft von seiner Blesse bis zu den Nüstern herunter. Bei dem Kommen und Gehen seines Atems in der Muschel ihrer Hand erzählte sie ihm leise, was ihr inzwischen geschehen war, als würde sie damit eine Unehrllichkeit los.

Sie war plötzlich traurig und müde, und sie spürte jetzt ihre ganze Erschöpfung. An die Schulter des Hengstes gelehnt, suchte sie Ruhe und Kraft wiederzufinden. Als wenn er sie verstanden hätte, drückte er seine Nase an ihre Wange und schloß die Augen. Es war die tröstlichste Liebkosung, die er zu vergeben hatte.

Während Susanne den kleinen Baum schmückte, wurde Clemens auf den Kaminsessel verbannt. Wenn sie sich umwandte, blickte sie in drei Augenpaare, die jede ihrer Bewegungen und Handgriffe verfolgten.

Sie lächelte und sagte: »Niemand wird heute vergessen, seid

ohne Sorge! Ich möchte nicht erleben, daß ihr euch um Mitternacht über eure Herrschaft beschwert und euer armseliges Leben bejammert!«

Sie belegte drei Teller mit allerlei Leckerbissen für Kimm, Timbo und die Seejungfrau. Sie tat es ganz selbstverständlich.

Clemens lächelte; er wußte wie jedes Kind hier um den alten Glauben, daß in der letzten Stunde der Christnacht die Tiere sprechen können und jedes das andere versteht.

Eine kleine Krippe kam aus dem Sack. Clemens stellte die zierlich geschnitzten Figuren auf eine seiner kräftigen Hände und strich mit den Fingerspitzen über die Wiege mit dem Kind, über die geneigten Köpfe von Maria und Joseph und die feinen Falten ihrer Gewänder.

»Das ist doch tatsächlich die Geburt, die unsere Leute in der Gesindestube hatten, Susann, etwas kleiner vielleicht und weniger primitiv geschnitzt, aber sonst die gleiche. Hubert und ich rissen uns stets darum, bei der Geburt zu sein. Wir durften die Kerzen davor anzünden und dann mit den Männern um den Kachelofen lehnen und Pfefferkuchen vertilgen. Wenn die Männer von draußen kamen, erschienen sie mir in ihren langen Schafspelzen wie die Hirten von Bethlehem, die man eben von ihren Herden geholt hatte. Jetzt habe ich das alles wieder vor Augen, all die Jahre über habe ich eigentlich nie mehr daran gedacht.«

Als Susanne endlich zufrieden war mit ihrem weihnachtlichen Werk, entzündete sie die Lichter auf dem Bäumchen. Es war noch feucht von dem eben erst geschmolzenen Schnee und glänzte frisch und festlich. Die beiden Tierkinder starrten mit erstaunten Augen in die ungewohnte Kerzenpracht.

Clemens erhob sich, suchte unter seinen Büchern nach irgend etwas Geheimnisvollem und legte endlich ein altes Buch in Susannes Schoß. Es war in dunkelrotes Leder gebunden und mit handgetriebenen Silberbeschlügen verziert.

»Meine Mutter las an jedem Christabend daraus vor, willst du es auch tun, Susann?«

Sie schlug das Buch auf; alte Legenden auf vergilbtem Papier in einer getragenen, seltsam zauberhaften Sprache. Sie spürte den

Blick von Clemens, eindringlich und bittend, und sie begann zu lesen. Ihre dunkle, schwingende Stimme erzählte die alten Legenden von der Christrose, die in der Heiligen Nacht erblüht, von St. Christophorus, wie er durch Flüsse und Schluchten und Meere zur Krippe des Kindleins stapft, und von der Süße des Lächelns der Madonna.

Als sie geendet hatte, dankte Clemens ihr und bat sie, das Buch zu behalten. Nach kurzem Zögern legte sie es wieder in ihren Schoß zurück und breitete ihre Hände darüber. Unendlich weit erschien ihr jetzt der Abschied, unwirklich der Gedanke an alles, was danach kommen würde. Doch nur Augenblicke war es so, denn sie wußte, daß es hier keine Erlösung für sie gab.

Die Stunden vergingen. Die Kerzen auf dem Bäumchen waren nur noch winzige Wachsklumpchen. Eins nach dem anderen erlosch. Nur noch zwei brannten jetzt oben in der Nähe der silbernen Spitze. Die Schatten an den Deckenbalken wurden tiefer und tiefer, das Filigran des Tannengeästes mit seinen Tausenden winziger Nadeln dunkelte und wuchs zu lastender Schwere.

Susanne kannte das Spiel mit den Schatten und den verflackernenden Lichtchen aus ihrer Kindheit. Jetzt wurde ihr das zitternde Ersterben des letzten Lichtes zur qualvollen Marter.

Sie blieben eng umschlungen in der Dunkelheit. Nur der fahle Schein des Mondes drang durch den halb offenen Fensterladen, milchig weiß, gespenstisch und drohend in seiner Kälte.

Susanne flüsterte, den warmen Atem an seinem Hals: »Ich muß zurück, es ist Zeit!«

Zum erstenmal, seit sie ihn kannte, bat er sie zu bleiben. Sie schüttelte den Kopf. Er bat sie noch einmal, nur noch einen Tag, zumindest aber bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Er hätte nicht einen Augenblick daran gedacht, daß sie ihn schon in dieser Nacht wieder verlassen könnte.

Er hob ihr Gesicht zu dem seinen empor: »Susanne, ich habe große Sehnsucht nach dir, mehr, als ich je nach einer anderen Frau empfunden habe. Ich sollte es dir nicht sagen, und du darfst es auch nicht so wichtig nehmen, denn ich schlafe wieder bei den Pferden, wenn du es willst. Alles ist gut, wenn ich nur weiß, daß du da bist.«

Trotz ihrer Qual brachte sie es fertig zu lachen, ein weiches, dunkles Lachen, das ihr selbst noch neu war, aus einer unbewußten Tiefe kam, in der die Erinnerungen an die Nacht in seinen Armen als verborgenes Glühen lebten.

»Du wirst nie mehr bei den Pferden schlafen, wenn ich bei dir bin, du einfältiger Mann! Aber heute muß ich gehen!«

Dann warf sie plötzlich den Kopf zurück und suchte seinen Blick: »Wie soll es eigentlich weitergehen mit uns, Clemens, wie denkst du dir das, machst du dir nie Gedanken darüber?«

Sie hatte einen Augenblick ihre Beherrschung verloren, der Klang ihrer Stimme war leidenschaftlich und fordernd. Sie glaubte zu spüren, wie sich alles in ihm verschloß. Er ließ sie aus den Armen.

»Ich weiß, du hast ein Recht, so zu fragen, Susann. Aber ich kann dir auch heute nicht die Antwort geben, die du wünschst. Ich sehe es immer klarer, es hätte so bleiben sollen wie nach jener Herbstnacht. Eine Verbindung zwischen dir und mir ist sinnlos, Susann, und alles wird um so quälender, je länger wir den Tag hinausziehen, an dem im Sande zu zerrinnen beginnt, woran du dich jetzt so leidenschaftlich klammerst, mein Herz!«

Er hatte sie noch nie weinen gesehen. Um so erschreckender war es für ihn, als sie in ein hartes, wildes Schluchzen ausbrach. Es machte ihn gänzlich hilflos. Er stand vor ihr und brachte es nicht fertig, nur ein Wort zu sagen.

Unter Schluchzen stieß sie hervor: »Laß das jetzt bitte, es ist sonst einfach zuviel!«

Er saß jetzt wieder bei ihr, hielt sie im Arm und strich leise und beruhigend über ihr Haar. Als ihr Schluchzen schwächer wurde, sagte er:

»Wir wollen jetzt nicht mehr davon sprechen, Susann. Ich begleite dich zum Bahnhof, wenn du meinst, daß du gehen mußt.«

Sie erhob sich. Verloren, müde, das Gesicht vom Weinen geschwollen, stand sie einen Augenblick in dem kalten Grauweiß des Mondlichtes. Mit plötzlich aufsteigender Wut fiel ihm ein, daß er schon mehrere Male in den letzten Monaten so weit gewesen war, alle Vernunft über den Haufen zu werfen, nur weil ihm die Erinnerung an ihr Verlorensein am letzten Morgen

unerträglicher schien als alle Folgen, die dieser Irrsinn für sie beide haben würde. Denn in der Welt draußen würden sehr viele Dinge verdammt anders aussehen als hier in der Einsamkeit und der romantischen Verschwiegenheit der Wälder. Aber noch immer hatte er sich in der Hand, die Anwandlungen von Schwäche würden vorübergehen. Sie durften sich nicht wiedersehen, diesmal mußte er hart bleiben. Spätestens im Frühjahr würde er die Hütte wirklich verlassen. Es blieb nur diese Möglichkeit, einer sonst endlosen Qual ein Ende zu machen.

Er war jetzt liebevoll und zart zu ihr. Er ahnte nicht, daß es für sie das Wasser bedeutete, das man Dürstenden reicht.

Kimm trug Susanne durch den Wald. Er fand sich gut und geschickt mit den tiefverschneiten Wegen ab. Er war stark und ausgeruht und trug Susanne mit dem Ausdruck eines frommen Zelters durch die Christnacht. Ihre leichte, vertraute Last schien ihm Freude und Behagen zu machen.

Clemens ging neben ihnen her. Sie wünschte, daß er hinter ihr im Sattel säße, um Wärme und Geborgenheit zu spüren, aber sie sprach nicht davon.

Nicht weit von der kleinen Bahnstation nahmen sie Abschied. Zuerst kam Kimm mit seiner einfachen, klaren Zärtlichkeit, die nichts je ändern würde. Sie drückte einen Kuß auf seine weiche Pferdenase zwischen die Nüstern. Dann stand sie Clemens gegenüber. Er riß sie plötzlich in die Arme und küßte sie. »Leb wohl, Susann. Ich danke dir für alles. Wirst du in diesem Winter noch einmal wiederkommen?«

»Nein, Clemens, ich glaube, ich werde nicht mehr kommen. Es geschehen heute keine Wunder mehr!«

Ihre Arme lagen schwer auf seinen Schultern.

»Clemens, wenn in meinem Leben einmal irgend etwas sehr kritisch wäre, würdest du mir dann helfen?«

»Ich fürchte, nein, Susann. Du solltest mich allmählich kennen, wozu also diese Illusionen? Aber warum machst du dir Sorgen dieser Art? Es wird dir immer gut gehen. Es gibt Menschen, denen wandert die Sonne sogar nach, wenn sie einmal in den Schatten geraten sollten. Du gehörst dazu, verlaß dich darauf, Susann!«

Er küßte noch einmal ihren Mund, die Lider der geschlossenen Augen. Dann löste er seine Arme von ihr und schwang sich in den Sattel. Nach ein paar Schritten wandte sie sich um. Auch er schaute zurück, hob die Hand zum Gruß. Sie winkte; ihre Bewegungen waren schwer, unbeholfen durch die Betäubung des Schmerzes. Im Mondlicht sah sie noch lange Pferd und Reiter als dunkle Silhouetten vor dem Schnee. Das Bimmeln und Fauchen des Zuges schreckte sie auf.

Sie schien der einzige Fahrgast zu sein. Das Bähnchen keuchte langsam durch schlafende Dörfer und weiße Weiten. Mitten auf der Strecke hielt es längere Zeit. Schneeverwehungen, die den Weg sperrten, mußten beiseite geräumt werden. Doch die Verspätung war unbedeutend, und Susanne war zur verabredeten Zeit an der Pforte des Gefängnisses und eine halbe Minute später wieder in ihrer Zelle. Alles schien so mühelos, daß es ihr fast unheimlich vorkam.

Sie gab sich große Mühe, Anni Lehwald ein strahlendes, befriedigtes Gesicht zu zeigen, doch es gelang ihr nicht. Aber das derbe, resolute Geschöpf besaß das Einfühlungsvermögen und das heiße, schnell aufwallende Mitleid eines Kindes. Sie bedrängte Susanne nicht mit Fragen; sie vergoß heimliche Tränen um sie, und in Gedanken beschäftigte sie sich noch intensiver als vorher mit Susannes Schicksal.

Als man Susanne am Verhandlungstag in den überfüllten Gerichtssaal führte, wurde sie von einem heftigen Schwindelgefühl befallen. Nach den Monaten völliger Abgeschlossenheit spürte sie das Aufwogen der Menschenmenge wie eine Drohung, gegen die sie nicht gefeit war, und wünschte sich in die dumpfe Abgeschlossenheit ihrer Zelle zurück.

Doch nichts verriet ihre bebende Hilflosigkeit. Ihr Bick suchte über die Köpfe der bewegten Menge hinweg den bleigrauen Himmel vor den hohen Fenstern. In seiner grenzenlosen Weite ahnte sie einen tröstlichen Widerhall der Verachtung, die beim Anblick dieses Raumes mit seinen enggepferchten Menschen plötzlich in ihr erwachte. Sie fand den Mut und die Kraft, den

abwägenden, neugierigen und gespannten Blicken ruhig und überlegen zu begegnen und dem Fluidum nachzuspüren, das ihr entgegenwogte. Während die Frauen bei ihrem Anblick sofort schärfer und kritischer wurden, waren die Männer nach kurzem bereit, ihre Haltung und ihre Schönheit rückhaltlos zu bewundern.

Richter, Staatsanwalt und Geschworene betraten den Saal. Man erhob sich von den Sitzen. Die Belehrung der Zeugen folgte, die Angaben zur Person.

Dann wiederholte als erste Elise mit greller Stimme und noch mehr Pathos als bei der Vernehmung ihre Aussagen. Mit unverkennbar verzücktem Triumph sprach sie die Eidesformel nach, doch entbehrte sie dabei keineswegs der Würde. Sie schien geschaffen für dramatische Auftritte, und Susanne, selbst jetzt nicht völlig verlassen von ihrer Lust zu unbestechlich-scharfer Beobachtung, hatte für einen flüchtigen Augenblick die bewundernswert objektive Empfindung von Erstaunen und Bedauern, daß eine solche Gabe so gänzlich irregeleitet worden war.

Als nächster betrat Jalusch den Zeugenstand. Nachdem er die Frage nach seinen Personalien nur mangelhaft beantwortet hatte, da er seinen Geburtstag heute sowenig wie eh und je angeben konnte, sagte er plötzlich laut und deutlich, ohne gefragt worden zu sein:

»Meine junge Herrin ist unschuldig. Sie war in der Nacht, in der der Herr zu Tode kam, nicht zu Hause. Um die Mitternacht, ich war wach und wollte nachsehen im Stall, ob die Stute auch hat, was sie braucht, aber da war sie nicht da! Die Herrin ist erst am Morgen nach Hause gekommen nach dem ersten Messeläuten.«

Für Sekunden schien die Stimme des alten Mannes mit dem harten Hämmern seines Akzents in einer vollkommenen Stille nachzuhallen. Dann erhob sich ein Geraune im Saal und steigerte sich zu einem Tumult. Der Justizrat wandte sich ruckartig zu Susanne um, Richter, Geschworene und Staatsanwalt sahen sie ebenfalls an. Susanne, die Stimme von Jalusch in vielfacher Lautstärke im Ohr, sah in der bewegten Menge überall nur Augen, fordernd, erbarmungslos.

Jalusch mußte seine Aussage wiederholen, er wurde vereidigt. Er stellte sich dabei in gleichem Maße ungeschickt und linkisch an, wie er sicher und zielbewußt gewesen war bei seiner überraschenden Aussage.

Nach der Vernehmung Alwines erklärte das Gericht die Beweisaufnahme für geschlossen. Die Angeklagte, deren Verteidigung mit Spannung erwartet wurde, enttäuschte. Sie erklärte, daß sie als einziges ihre Unschuld am Tode ihres Bruders beteuern könne.

Sie bestätigte die Aussage ihres Gärtners, sie sei in der Tat während der ganzen Nacht nicht im Hause gewesen, doch verweigere sie die Aussage darüber, wo sie sich aufgehalten habe. Der Staatsanwalt hielt die Anklage voll aufrecht. »Die Aussage des Gärtners Jalusch Steczchnowitsch ist kein Beweis für die Unschuld der Angeklagten. Sie kann ihr Pferd in der Nacht des Mordes an einem anderen Ort untergebracht und zu Fuß den Tatort aufgesucht haben. Vielmehr erscheint mir die Lüge der Angeklagten, die angegeben hat, bereits um acht Uhr abends in ihren Zimmern gewesen zu sein, nachdem sie ihr Pferd im Stall versorgt hatte, ein Beweis für die Unglaubwürdigkeit aller sonstigen Aussagen, mit denen sie ihre Unschuld bekräftigen möchte.«

Einen Einwand des Verteidigers beantwortete der Staatsanwalt scharf und aggressiv: »Und wo, verehrter Herr Kollege, will sich Ihre so überraschend entlastete Mandantin die ganze Nacht über aufgehalten haben?«

»Meine Mandantin verweigert die Aussage darüber.«

»Verehrter Herr Kollege, wir sind nicht hier, um tatenlos zuzusehen, wie sich Angeklagte unter den schwersten Verdachtsmomenten mit dem Ausdruck höflichen Bedauerns ins Privatleben zurückziehen!«

Die alte Feindschaft zwischen Dr. Massow und dem Staatsanwalt, in mehr als einem Dutzend Jahren bewährt, blühte. Die Trümpfe hielt unverkennbar der Staatsanwalt in der Hand:

»Um die Aussage der Angeklagten zu beweisen, die um so erstaunlicher ist, als sie trotz dieses plötzlich konstruierten Tatbestandes ein Vierteljahr Untersuchungshaft wortlos auf sich nahm, ist unbedingt ein völlig einwandfreies Alibi zu erbrin-

gen. Kann die Angeklagte das? Wo ist der Zeuge dafür, oder sollten es gar mehrere sein? Es wäre erstaunlich!«

Justizrat Massow sprühte blaue Blitze hinter seinen Brillengläsern. Er hatte von sich selber die verrückte Vorstellung einer Schlange, die man am Boden festgenagelt hat. Warum schlug ihm Susanne die beste Waffe aus der Hand? Sich selbst würde er allerdings nie verzeihen, seinen guten fachlichen Ruf angesägt zu haben, nur weil er bei dem alten Russen keine entscheidenden Beobachtungen vermutet hatte. Drüben schnellte wieder, wie der Stachel einer Biene, der hagere Staatsanwalt in die Höhe:

»Falls die Angeklagte sich nicht davon überzeugen lassen sollte, daß ein Verschleiern galanter Affären hier durchaus am falschen Platz ist, und den Zeugen für ihr Alibi in dieser Nacht nicht nennt, sieht sich die Anklage gezwungen, die Aussagen des Gärtners Stecznowitsch für belanglos zu halten, da schließlich der Mord auch ohne das Pferd im Stall geschehen konnte.«

Massow fuhr wieder hoch: »Ich bitte das Hohe Gericht, dem Herrn Staatsanwalt persönliche Aggressionen gegen den Ruf der Angeklagten zu untersagen, da sie nicht das geringste mit dem Sachverhalt zu tun haben.«

Der Richter hob beschwichtigend die Hand: »Dem Einwand wird stattgegeben!«

Wer Jalusch gesagt hätte, daß er einmal in seinem Leben eine Versammlung so hoher Herren derartig beeinflussen würde, hätte nur verständnislose Verwunderung geerntet. Er selbst faßte es jetzt kaum, daß er mit lauter Stimme vor so vielen Menschen so viele Worte hintereinander gesagt hatte.

Es war ein Ereignis gewesen, an dessen Wirklichkeit er vorher und nachher kaum glauben konnte. Wie ein Schiff bei Sturm, so hatten ihn Ergebenheit und Liebe zu seiner jungen Herrin einen Augenblick weit über sich selbst hinausgehoben, und später sah er ehrfürchtig zu diesem fremden Jalusch empor, der so fremdartig verwegene Dinge getan hatte.

Jalusch sprengte die Verhandlung. Sie wurde wegen der vorgeschrittenen Zeit vertagt, wie es in der offiziellen Verlautbarung hieß.

Der Staatsanwalt sah seine Felle davonschwimmen und bei sei-